

# Besprechungen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **22 (1942)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen. — Comptes rendus.

PAUL-OTTO BESSIRE, *Histoire du Peuple suisse par le texte et par l'image*.

Tome premier: Des origines au milieu du XVI<sup>e</sup> siècle. 326 p., gr. in-8<sup>o</sup>, chez l'auteur à Porrentruy, 1940.

Il faut signaler cette publication avec honneur et gratitude: nous tenons ici un ouvrage d'ensemble sur l'histoire de la Suisse composé par un Romand; ouvrage clair, précis, d'une bonne information et d'une excellente présentation.

Posons d'abord cette question: qu'apporte de nouveau cette histoire de la Suisse? Elle nous apporte une synthèse des travaux publiés jusqu'ici, une assimilation de toute la culture historique suisse, un effort de construction et d'intelligence de la vie d'un peuple depuis sa naissance jusqu'à l'âge adulte. M. Bessire — il s'explique là-dessus dans la Préface — a voulu mettre en lumière l'esprit d'association qui fut comme le ferment spirituel de la Confédération. Y est-il parvenu?

Cette *Histoire du peuple suisse* est construite par le texte et par l'image. Nous pensons que le grand mérite de notre auteur est d'avoir compris la valeur considérable de l'iconographie, d'une iconographie authentique, s'adressant aux documents contemporains et non à la pauvre imagination des peintres officiels. On aimerait que les manuels confiés aux collégiens fussent illustrés avec autant de soin et d'intelligence; une pédagogie qui s'assure de tels moyens a gagné la partie.

M. Bessire a bien agi en exposant plus longuement que les autres historiens les conditions géographiques et ethnographiques de la Suisse qui constituent le support matériel de l'histoire. Nous aurions même aimé un développement de ce chapitre: on ne dira jamais assez combien la séparation de l'histoire et de la géographie sont nuisibles à ces deux disciplines, surtout à la première.

Deux livres (chapitres) étudient la protohistoire suisse; nous voulons dire l'époque qui précéda 1291: les Barbares, la vie des royaumes et des duchés, les institutions féodales, les conditions économiques, l'état culturel et artistique. La fondation de la Confédération et les premières années de son existence politique sont racontées au livre III, qui est suivi d'un livre sur l'expansion des ligues suisses, c'est-à-dire les guerres entreprises pour assurer aux cantons des bastions défensifs ou pour garder de précieux alliés. Le livre IV évoque la période dite héroïque: la Suisse, puissance militaire, les expéditions au sud, au nord et à l'ouest, le tentation du pouvoir, de l'espace et de la richesse, Marignan enfin, défaite glorieuse et salutaire,

qui arrête les Suisses sur une route périlleuse. Le livre VI, le dernier de ce premier tome est intitulé: Les temps nouveaux et la Réforme.

Dans une matière aussi riche et que l'auteur est parvenu à ordonner avec clarté, il est toujours possible de proposer certaines modifications. Ainsi les chroniques sont citées, utilisées: pourquoi M. B. n'en donne-t-il pas de larges extraits? Ailleurs, on s'étonne d'une hâte à exposer un sujet: ainsi le pacte de 1291, qui aurait dû être mieux commenté et son sens défini. Le paragraphe consacré au couvent de St-Gall aurait gagné à être développé, au détriment de pages générales et superficielles sur la vie monastique. Enfin, on trouve ici et là des jugements rapides, des pensées simplistes, des affirmations de manuel, des phrases mille fois répétées et jamais vérifiées.

Il nous reste à formuler quelques regrets. Ce gros ouvrage de 326 pages se termine par une table des matières de une page et demie; il aurait fallu un sommaire détaillé, précédé d'un index. En outre, on cherche en vain des indications bibliographiques, des références, un guide de lectures. La valeur pratique de ce livre en est diminuée d'autant, et c'est dommage.

Genève.

Paul Rousset.

*Economic History, the Cambridge.* Edited by J. H. Clapham and Eileen Power. Volume I: The agrarian life of the middle ages. 650 S. Cambridge 1941, University Press.

Mitten im Krieg ist dieser erste Band der groß angelegten europäischen Wirtschaftsgeschichte der University Press in Cambridge erschienen. Jahrelange Vorarbeiten sind vorausgegangen, um dieses neue Sammelwerk nach dem Muster der wohl bekannten und geschätzten andern großen Geschichtswerke des gleichen Verlags zu Stande zu bringen. Wie in den frühern Fällen ist ein durchaus internationaler Mitarbeiterkreis aufgebildet worden. So haben für den vorliegenden ersten Band Engländer und Amerikaner, Franzosen und Deutsche, Belgier und Schweden, Finnen und Schweizer, schließlich Russen mit gearbeitet. Diesen Kreis zusammenzubringen, war schon vor dem jetzigen Kriege nicht leicht. Das wird ausdrücklich auch im Vorwort erklärt. Verschiedene Beiträge mußten mehrmals an neue Mitarbeiter übertragen werden. Heute ist der Kreis durch die Ereignisse der letzten Jahre wiederum weitgehend zerstört. So wird leider der vorliegende erste Band der großen Wirtschaftsgeschichte wohl für lange Zeit auch der letzte bleiben. Wann wird überhaupt eine solche wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit wieder möglich sein?

Der vorliegende Band ist ausschließlich der Agrargeschichte des Mittelalters gewidmet. Er zerfällt in eine Anzahl selbständiger Abschnitte, die ziemlich lose aneinander gereiht sind. Sie beschäftigen sich teils mit den Problemen der gesamteuropäischen Entwicklung, teils mit der Schilderung der Landwirtschaft der einzelnen europäischen Länder. An der Spitze steht

ein Kapitel, das umfangreichste von allen, über Siedlung und Kolonisation in Europa von der Völkerwanderung weg aus der Feder von Richard Köbner, früher an der Universität Breslau, jetzt an der hebräischen Universität in Jerusalem. Daran läßt sich sachlich das Kapitel III über die Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik des Franzosen Parrain und das Kapitel VI über den Einfluß des Feudalwesens auf die mittelalterliche Landwirtschaft, bearbeitet von Marc Bloch von der Sorbonne, anschließen. Eine zweite Gruppe von Abhandlungen betrifft das Agrarwesen des spätrömischen Reiches, geschildert von Stevens-Oxford, dann das Agrarwesen der germanischen Reiche der Völkerwanderungszeit, bearbeitet von Alfons Dopsch-Wien und schließlich die Landwirtschaft im byzantinischen Reich, behandelt von Ostrogorsky. Fast die Hälfte des Bandes ist dann der länderweisen Schilderung der Agrarverhältnisse im hohen und späten Mittelalter gewidmet. Hier behandelt Ganshof-Gent Frankreich, die Niederlande und Westdeutschland, Mickwitz-Helsinki Italien, der Amerikaner Smith Spanien, Hermann Aubin-Breslau Ostdeutschland und die ostdeutsche Kolonisation, Rutkowski-Posen die Oststaaten Polen, Litauen und Ungarn, weiter Struve, früher in Petersburg und nun in Belgrad, seine russische Heimat, die Amerikanerin Neilson England und schließlich Bolin-Lund Skandinavien. Den Abschluß des Bandes bildet eine Rückschau auf die Landwirtschaft am Ausgange des Mittelalters von Hans Nabholz-Zürich.

Man ersieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, wie umfassend das Werk angelegt ist. Es wird wirklich die Landwirtschaft ganz Europas im Mittelalter erschlossen. Und es sind die bekanntesten Sachkenner aus den verschiedensten europäischen Ländern zu gemeinsamer Arbeit vereinigt worden. Nach der bewährten Art der Cambridger historischen Sammelwerke ist eine ausführliche Bibliographie beigegeben, die allein 50 Seiten umfaßt, und außerdem erschließt ein 35 Seiten starkes Sachregister den reichen Inhalt. Dürftig ist dagegen nach unsern Begriffen die Ausstattung mit Karten und Plänen. Insgesamt wird man in dem Bande die beste heute vorhandene Einführung in die Agrargeschichte des mittelalterlichen Europas sehen dürfen.

Kritik an solchen auf wenigen Seiten einen großen Wissensstoff zusammenfassenden Arbeiten, wie sie die einzelnen Kapitel dieses Bandes darstellen, ist natürlich immer möglich. Im großen ganzen aber bürgen hier schon die Namen der Bearbeiter für die Güte des Gebotenen. Auf Einzelheiten hier einzutreten ist unmöglich. Wohl aber darf doch gesagt werden, daß der Plan des gesamten Bandes nicht von einer überzeugenden Klarheit ist. Der Hauptteil mit den Länderabschnitten ist ja selbstverständlich. Die sachlich aufgeteilten Abschnitte aber scheinen mehr nach den einzelnen Bearbeitern als nach einem scharfen sachlichen Plan aufgeteilt worden zu sein. Das ergibt Überschneidungen und auf der andern Seite Auslassungen. Dazu kommt, daß offenbar den Bearbeitern weitgehende Freiheit in der Gestaltung ihrer Abschnitte und in ihrer Ausdehnung gelassen worden ist. Das wird besonders deutlich bei der Vergleichung der einzelnen Länder-

abschnitte. Hier gehen die Verfasser in durchaus parallelen Darstellungen die allerverschiedensten Wege. Das scheint mir ein grundsätzlicher Nachteil zu sein. Allerdings muß man ja sagen, daß bei einer derartigen Sammelarbeit diese Ungleichheiten sich wohl kaum gänzlich vermeiden lassen. Die wissenschaftlichen Köpfe sind zu eigenwillig, um sich genau in einen Plan einzufügen.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

BRUNO MEYER, *Geschichte des thurgauischen Staatsarchives*. Sonderdruck aus: Festgabe für Regierungsrat Anton Schmid. Frauenfeld 1942. 71 Seiten.

Als die Vereinigung schweizerischer Archivare im Jahre 1938 ihre Tagung zum erstenmal im Thurgau abhielt, konnte sie ein eingehendes Referat von Staatsarchivar Dr. B. Meyer über die Geschichte des kantonalen Archives entgegennehmen. Nunmehr legt der Verfasser seine Darstellung in bedeutend erweiterter Form und mit allen Quellennachweisen versehen den Fachgenossen vor. Indem das Thema nach allen Seiten in die Verwaltungsgeschichte eingebaut wird, ist es zugleich ein Beitrag zur Geschichte der verschiedenen staatlichen Gebilde, die sich im Laufe der Jahrhunderte auf dem Boden des Thurgaus abgelöst haben. Das thurgauische Staatsarchiv ist herausgewachsen aus alten Beständen der eidgenössischen Landvogtei, wobei wiederum die Kanzleitätigkeit des thurgauischen Landeschreibers dem Archiv einen festen Rückhalt gab. Während mehrerer Generationen war die Landschreiberei in den Händen eines Zweiges der Familie Reding, und so konnte sich im Archivwesen eine gewisse Kontinuität entwickeln. Daneben bestand noch ein eidgenössisches Archiv, das seit 1712 erwachsen war, da Frauenfeld nach dem vierten Landfrieden eidgenössischer Konferenzort wurde. Von den ebenfalls einst vorhandenen Archiven des Gerichtsherrenstandes und der militärischen Quartiere ist nichts mehr erhalten; dagegen sind die Bestände der Archive einzelner Gerichtsherrschaften intakt geblieben. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Staatsarchiv durch die Helvetik und durch die im Jahre 1803 zur Amtsübernahme gelangten eigenen kantonalen Behörden. Dazu gesellten sich die Archive der im 19. Jahrhundert aufgehobenen Klöster und der Zuwachs an Archivalien, der dem Thurgau nach dem Reichsdeputationshauptschluß von Baden und in der nämlichen Periode von schweizerischen Kantonen, namentlich Zürich, zufiel. Das 19. Jahrhundert hat zwei Fragen nicht zu verwirklichen vermocht, nämlich die richtige Unterbringung der Bestände in einem zweckmäßigen Gebäude und die Anstellung eines wissenschaftlich geschulten Archivvorstehers. Um das Staatsarchiv haben sich indessen die beiden trefflichen Historiker J. A. Pupikofer und J. Meyer (beide im Nebenamte tätig) große Verdienste erworben. Die eben erwähnten Postulate sind nunmehr vor wenigen Jahren verwirklicht worden, sodaß es möglich ist, die ältern und neuern Bestände systematisch zu ordnen. Auch über die Entstehung des

thurgauischen Urkundenbuches und über die Verhältnisse in den Gemeindearchiven bietet die Schrift Meyers wertvolle Aufschlüsse.

Zürich.

Anton Largiadèr.

FRIEDRICH SCHNEIDER: *Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die Kaiserpolitik des Mittelalters*. Fünfte, erneut vermehrte Auflage. 207 S. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1942. Mk. 5.60.

1934 ist das vorliegende Buch zunächst als bescheidenes Heft zum ersten Mal herausgekommen. Neuauflagen erschienen seither alle zwei Jahre in stets verbesserter und vor allem auch erweiterter Form. Die jetzt mitten im Kriege erscheinende fünfte Auflage ist bereits ein stattlicher Band von über 200 Seiten. Dieser Werdegang einer streng wissenschaftlichen Schrift, die in der Hauptsache die Auseinandersetzung der deutschen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters schildert, ist ziemlich einzigartig. Die wissenschaftlichen historischen Werke in deutscher Sprache, die in kurzer Zeit mehrere Auflagen erleben konnten, sind äußerst selten.

Das Buch verdankt seinen Erfolg einmal dem Thema. Die Kaiserzeit des Mittelalters mit ihren großen Gestalten zieht gerade in der heutigen stürmischen Zeit die Blicke sehr stark auf sich. Die Politik der Kaiser in ihrem Ringen um Italien und in ihrem zögernden Auftreten an der deutschen Ostgrenze lenkt immer wieder ein durchaus zeitbedingtes Interesse auf sich. Ihre Beurteilung durch die deutschen Geschichtsschreiber der letzten Jahrzehnte hat sehr stark geschwankt und ist immer wieder von neuen Gesichtspunkten aus in Angriff genommen worden. Eine Darstellung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters in der Form einer Schilderung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung über sie ist deshalb sachlich sehr geeignet, weite Kreise über die Wissenschaft hinaus zu fesseln.

Das Thema allein hätte jedoch der Schrift Schneiders den andauernden Erfolg nicht verschafft. Das haben doch die eigenen Qualitäten der Arbeit erwirkt: klarer Aufbau, sachlich-ruhige Schilderung und Wertung, lebendige Darstellung. Dazu kommt dann noch in den Neuauflagen die sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Forschung, die Beifügung von immer weitem bequemen Hilfsmitteln wie z. B. die genealogischen Tafeln und die Vervollkommnung in immer neuen Einzelpunkten. Alles zusammen hat dem Buch die günstige Beurteilung durch die Wissenschaft und den Erfolg bei den Lesern eingebracht.

Man darf heute sagen, daß die Arbeit Schneiders eine der besten Einführungen in die historische Werkstatt der Gegenwart ist und zugleich die beste Einführung in eine der wesentlichsten Fragen der geschichtlichen Entwicklung.

Aarau.

Hektor Ammann.

ROBERT HOLTZMANN, *Geschichte der Sächsischen Kaiserzeit (910—1024)*, mit 40 Bildseiten, Stammbaum und Karte, Verlag Georg D. W. Callwey, München 1941.

Der Verlag Callwey in München hat sich durch die Herausgabe einer Reihe Monographien, die sich an einen größeren Leserkreis wenden, schon große Verdienste um die Verbreitung und Vertiefung des historischen Wissens erworben. Heute legt er uns wieder ein gewichtiges Buch auf den Tisch, worin nun nicht eine bestimmte Gestalt der Geschichte oder eine Dynastie erweckt wird, sondern ein ganzer Abschnitt der Vergangenheit: die schon seit langem trotz all ihrer Veränderungen und Entwicklungen als Einheit erkannte Sächsische Kaiserzeit. Dem Verlag stand in Robert Holtzmann, Ordinarius für mittelalterliche und neuere Geschichte an der Universität Berlin, ein Verfasser zur Verfügung, der aus einzigartiger Kenntnisfülle den Stoff darbieten konnte. Ihm sind die Historiker ja auch für die Inangriffnahme und Leitung der Neuherausgabe der Wattenbachschen Geschichtsquellen zu großem Dank verpflichtet. So macht denn die Vertrautheit mit dem Quellenmaterial aus allen Gegenden des damaligen Europa eine besondere Stärke des Buches aus. Andererseits liegt darin vielleicht eine gewisse Gefahr: eine verwirrende Menge von Namen, Geschehnissen, Beziehungen stürmen auf den Leser ein, der seine Aufmerksamkeit kräftig anzuspannen hat, um die Lektüre zu bewältigen. Aber abgesehen von dieser Fülle der Details lesen sich die über 500 Seiten sehr angenehm und flüssig. Der Uneingeweihte wird kaum ahnen, wie beinahe jeder Satz auf einer Einzeluntersuchung ruht, wie oft in einem kurzen, abschließenden Urteil die Summe langwieriger Streitfragen gezogen und wieviel an neuen Ergebnissen vorgetragen wird.

Für den Historiker außerordentlich wertvoll ist das Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes, wo neben den wichtigsten Quellen und älteren Bearbeitungen die seit der letzten Auflage von Dahlmann-Waitz erschienenen wichtigeren Arbeiten zur sächsischen Kaiserzeit ausführlich angegeben werden. Das Namenregister und ein kurzes Verzeichnis einiger Stichworte erleichtern das Zurechtfinden sehr. Eine Karte fehlt selbstverständlich nicht; ich hätte sie mir nur etwas größer und das so überaus wichtige Italien bis Sizilien umfassend gewünscht. Ferner erteilt eine Stammtafel Auskunft über die verwandtschaftlichen Zusammenhänge im Kaiserhaus.

Die Schilderung der sächsischen Kaiserzeit muß naturgemäß von einer Darstellung des karolingischen Erbes ausgehen. In einigen knappen Kapiteln werden wir in die politischen, wirtschaftlichen, verfassungsrechtlichen und kulturellen Zustände der späteren Karolingerzeit eingeführt. Nach dieser meisterhaften Einleitung setzt die Darstellung des eigentlichen Themas ein: die ersten deutschen Könige, Konrad I. und Heinrich I. treten uns entgegen. Hier auch der Anlaß, die Beziehungen der deutschen Stämme zu ihren Nachbarvölkern klarzustellen.

Otto I. wird eingehender in den verschiedenen Etappen seines Aufstieges behandelt, zunächst im Kampf um das Reich (936—957). Daran schließen sich die Kapitel über den deutschen Staat, das Kaisertum und die Kultur unter Otto dem Großen. Der alte Streit um die Kaiserpolitik wird kaum noch ausdrücklich erwähnt, ist er doch wohl endgültig im sogenannten großdeutschen Sinne entschieden, was allein der wahren, immanent-historisch denkenden Betrachtungsweise entspricht. Die Einleitung der ottonischen Reichskirchenpolitik schien jedoch gegenüber neueren Angriffen eine besondere Rechtfertigung nötig zu haben. In der Tat können Vorwürfe, die aus den Wirrungen des Investiturstreites heraus wegen der Verknüpfung weltlicher und geistlicher Ämter erhoben werden, Otto den Großen nicht mehr treffen. Hingegen dürfte die beginnende Kirchen- und Klosterreform cluniazensischer Richtung kaum so ablehnend, als dem deutschen Volke angeblich nicht gemäß, beurteilt werden, wie es bei Holtzmann geschieht.

Eines der wichtigsten Probleme der ottonischen Reichspolitik erblickt man mit Recht in der Gestaltung des Verhältnisses zwischen Reich und Stämmen, zwischen König und Herzog. Holtzmann versteht es, diese oft schwierigen und verwickelten Beziehungen klar herauszuarbeiten. An verschiedenen Stellen erfahren nicht nur die Herrscher, sondern auch die bedeutendsten weltlichen und geistlichen Großen ausgezeichnete Charakterisierungen. Ich nenne als Beispiele nur Brun von Köln und Udalrich von Augsburg, deren sympathische Gestalten vom Verfasser mit sichtlicher innerer Anteilnahme gezeichnet werden.

Otto II. ist über die Grundsätze seines Vaters, die uns Holtzmann so prägnant umreißt, schon vielfach hinausgegangen; dies hat zu schweren Rückschlägen geführt. Daß daraus noch kein Verdikt über die Kaiserpolitik überhaupt abgeleitet werden darf, ist des Verfassers überzeugend vorgebrachte Ansicht. Ottos früher Tod erschwert ohnehin eine gerechte Beurteilung seiner Persönlichkeit.

Der mit drei Jahren zum König gekrönte, mit fünfzehn Jahren zur Regierung gelangte und im Alter von erst zweiundzwanzig Jahren verstorbene Otto III. regte die Phantasie des deutschen Volkes immer wieder mächtig an. Und wirklich verkörpern sich in dem kaiserlichen Jüngling, Sohn eines sächsischen Kaisers und einer byzantinischen Kaisertochter, in einzigartiger Weise die verschiedensten Völker und Welten. Wenn seine Unternehmungen scheiterten und für Kaisertum und Reich ernste Gefahren brachten, ist der junge Herrscher, der ein schweres Erbe trug, doch nicht allzusehr mit Schuld zu beladen. Mußte er nicht in einem Alter abtreten, in dem sein Großvater noch nicht einmal zum Königtum gelangt war, und hätte er nicht bei zunehmender Erfahrung und reifendem Alter in gesündere Bahnen lenken können? Holtzmann scheint mir da etwas zu streng ins Gericht zu gehen.

Heinrichs II. hervorragende Bedeutung für die Reichsgeschichte wurde nicht erst in jüngster Zeit entdeckt. Holtzmann zeigt ihn als nüchternen, soliden Politiker, als Wiederhersteller im eigentlichen deutschen Reichs-



gebiet — trotz der Mißerfolge gegenüber Polen — und als Wegbereiter der zwei kommenden Salier, unter denen das Kaisertum seine Höhepunkte erreichen sollte. Ein längeres Verweilen bei seiner von der Legende vielfach gewandelten Gestalt erweckt darum hohes Interesse. Von den großen Männern seiner Zeit möchte ich statt vieler nur Bernward von Hildesheim nennen, Bischof, Politiker und Künstler in einer Person.

Die in dem letzten Kapitel: «Die Kultur unter den späteren sächsischen Kaisern (973—1024)» gebotene Übersicht über die Literatur in Sachsen, Thüringen und Francken, in Bayern und Schwaben und in Lothringen, wobei die Geschichtsschreiber vornehmlich berücksichtigt sind, dürfte das Vorzüglichste sein, was in Kürze zu diesem Thema geäußert wurde. Schließlich faßt Holtzmann auf vier sehr lesenswerten Seiten die Bedeutung der sächsischen Kaiserzeit für das deutsche Volk zusammen. Er sieht sie darin, daß in jenen hundert Jahren der deutsche Staat entstanden ist, und daß dem jungen Reich schon eine hegemoniale Stellung in Europa erkämpft wurde. Daneben findet er aber auch schöne Worte für das Christentum in seiner Wirkung auf Kultur und Völker und verdeutlicht dadurch, wie er die Gefahren zu vermeiden wünschte, die darin liegen, daß bei starker Anspannung des Reichsbegriffs in der Gegenwart Heutiges in die Vergangenheit hineingetragen und so ein falsches Geschichtsbild verschuldet wird. Daß ein deutscher Historiker seine Maßstäbe vom deutschen Staat und vom Politischen her holt, kann man verstehen; es wird andere nicht dazu führen, die Wahrung dieser Belange letztlich zum *discrimen boni ac mali* werden zu lassen.

Holtzmanns Buch findet in einem 40 Tafeln umfassenden Bildteil eine wertvolle Ergänzung, wobei die Reproduktion einer Manuskriptseite Thietmars von Merseburg mit eingehender Erläuterung besonderer Aufmerksamkeit begegnen wird. Im übrigen hätte sich ein etwas ausführlicherer Kommentar zu den Bildern zur Erzielung einer stärkeren Verbindung mit dem Text wohl gelohnt. Man spürt hier, daß dem Verfasser die schriftlichen Quellen am nächsten stehen.

Kleine Einwände sind auch bei der hervorragenden Leistung zu erheben. Sie ändern in diesem Falle nichts daran, daß uns Robert Holtzmann in seinem Werk die nicht nur für Fachleute bestimmte, gültige Geschichte der sächsischen Kaiserzeit geschenkt hat.

Zürich.

Dietrich W. H. Schwarz.

KARL-HANS GANAHL, *Die Mark in den älteren St. Galler Urkunden*. Sonderdruck aus der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. LX (1940), S. 197—251 und LXI (1941), S. 21—70.

Nachdem Alfons Dopsch im Gegensatz zur klassischen Lehre der rechtshistorischen Schule die Markgenossenschaften für Bildungen des späteren Mittelalters erklärt hatte, waren die Stellungen dafür und dawider bezogen. Die jüngeren Historiker, die zur Wirtschafts- und Verfassungs-

geschichte hinneigten, folgten nur allzu gerne Dopsch und konnten oft der Verlockung nicht widerstehen, die gewonnene Freiheit zu neuen Theorien auszunützen. Die Rechtshistoriker aber beharrten durchaus auf dem überkommenen Bilde ihrer Vorgänger und Meister, und mit Leichtigkeit konnten sie den Schülern und Jüngern Dopschs mangelnde Methode und Quellenkenntnis nachweisen. Die Entscheidung konnte nur durch eine gründliche und wissenschaftlich einwandfreie Studie fallen, die vorurteilslos die Quellen befragen würde. Diese neue Überprüfung ist nun von rechtshistorischer Seite aus erfolgt und liegt in dem äußerlich unscheinbaren Artikel Ganahls über die Mark in den älteren St. Galler Urkunden vor.

Der Verfasser wählte die ihm längst aus anderen Arbeiten vertrauten St. Galler Urkunden, weil sie der reichste geschlossene Urkundenschatz des frühen Mittelalters sind, der sich nördlich der Alpen erhalten hat. Welche Bedeutung diesen Quellen zukommt, weiß nur der, der ebenfalls schon über die frühere Wirtschaftsgeschichte gearbeitet hat. Die Untersuchung hat den Vorteil, den Zustand eines ganz geschlossenen Gebietes zu erschließen, doch ist auf der anderen Seite in Kauf zu nehmen, daß es sich um ein Randgebiet germanischer Siedelung handelt. Die Ergebnisse Ganahls sind deshalb vielleicht noch mehr als er es bereits getan hat, mit den übrigen spärlichen Quellen der Antike und des Frühmittelalters zu überprüfen.

Ganahl untersucht zuerst den Sprachgebrauch der Urkunden und stellt dabei fest, daß «marca» meist ein begrenztes Gebiet und nur selten Grenze bedeutet. Fast immer wird mit diesem Worte der Wohn-, Flur- und Nutzungsbereich einer Siedelung bezeichnet. Diese Marken besitzen eine ansehnliche Größe, zum Teil befinden sich Siedelungen in der Mark eines andern (ältern?) Ortes, doch nur selten wird Mark mit Gau oder Hundertschaft gleichgesetzt. Ganahl bemerkt, daß mit «marca» auch die Grenzsäume und seit der Mitte des 9. Jahrhunderts ebenfalls die Randgebiete einer Siedelung bezeichnet werden. Es scheint mir aber, daß in diesem Falle nicht alle Quellenstellen richtig gedeutet sind und die Bedeutung der Grenzsäume etwas überschätzt wird.

Innerhalb der Mark ist das Sondereigentum überall verbreitet. Die Wohnstätten, die regelmäßig bepflanzten Felder und selbst sehr häufig Teile der Wälder sind Eigentum der Bewohner und Bewirtschafter. Es entsteht fortwährend immer noch neues Sondereigentum durch das Bifangs- oder Aneignungsrecht. Von genossenschaftlichem Gute dagegen ist nichts zu bemerken; Gemeineigentum kommt nur bei Erbgemeinschaft vor. Von irgend einer Organisation zur Regelung der freien Gemeinnutzung des nicht im Sondereigentum stehenden Landes sind keine Angaben vorhanden. Nur beim Eigentum und dem Eigen-Gemeineigentum der großen Grundherrschaften ist eine geordnete Bewirtschaftung mit Dreifelderwirtschaft und Benutzungsregelung der Gemeinweide und des Gemeinwaldes bezeugt. Die Grundherrschaften scheinen hier in der Entwicklung führend gewesen zu sein, aber auch bei ihnen finden sich keine Hinweise auf eine gemeinsame Beweidung.

Das freie Nutzungsrecht des freien Mannes ist, wie seine übrigen besonderen Rechte wirtschaftlichen Charakters, an das Eigengut, im besonderen an die Hofstatt gebunden. (Erst diese damals selbstverständliche Bindung macht den uns heute allzu knappen Ausdruck der früh- und hochmittelalterlichen Urkunden verständlich.) Die Nutzungsrechte können aber genau wie einzelne Eigentumsteile gesondert veräußert werden. Die Freien gehören als Träger des freien Nutzungsrechtes keinem besonderen Verbands an, und über die Nutzungsrechte wird im Grafen- und Zentenargericht entschieden. Die Gesamtheit der freien Nutzungsberechtigten wird in den Quellen als «cives» bezeichnet, und die alten Glossare geben dafür die Übersetzung «gibûron». Diese Gesamtheit aber besitzt keinerlei Organisation, und insbesondere mangelt ihr jeder Zwang gegenüber dem Einzelnen. Auch von einem Sippenverbande, der irgendwelche hoheitlichen Rechte ausgeübt hätte, ist keine Spur vorhanden.

Abschließend betrachtet Ganahl kurz die Zeugnisse der antiken Schriftsteller über die Germanen, um seine Ergebnisse zu überprüfen. Caesars Berichte zeigen germanische Volksstämme, die zu einer ausgesprochenen Wanderungs- und Kriegslebensweise übergegangen sind. Lebensverbände sind zu dieser Zeit die Gerichtsverbände, die auch für die Landnahme bestimmend wirkten. Herzoge und Fürsten leiteten die Ansiedelung; Königsbeamte und Adel führten auch in karolingischer Zeit. Die Ausscheidung des Sondereigentums geschah durch die Nutzung, und für die Gemeinnutzung stand immer noch so viel Feld und Wald zur Verfügung, daß erst später die einzelnen, sich aus der Siedelung natürlich ergebenden Gebiete oder Marken abgegrenzt werden mußten. Innerhalb dieser Marken bestand jedoch keinerlei Organisation und erst die folgende Zeit mit ihrer Bevölkerungsvermehrung und Verengung des Wirtschaftsraumes führte zu Markgenossenschaften und Dorfgemeinschaften, denen dann auch neue niedere Gerichte zum Teil entsprachen.

Diese neuen Ergebnisse über die Entstehung der Markgenossenschaften sind nicht nur für das St. Gallergebiet, sondern vor allem auch für die Beurteilung der älteren Verhältnisse der Innerschweiz von großer Bedeutung. Es zeigt sich nämlich, daß sie vollkommen mit dem übereinstimmen, was eine zufolge des Krieges unvollendete eigene Untersuchung über die ältere Geschichte der Innerschweiz zu Tage brachte. Die Markgenossenschaft der Waldstätte muß darnach als junge Bildung, die sich in Anlehnung an die Gerichts- oder Kirchgemeinde entwickelt hat, angesehen werden.

F r a u e n f e l d .

B r u n o M e y e r .

HANS HIRSCH, *Urkundenfälschungen aus dem Regnum Arelatense*. — Forschungen zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I, Wien 1937, Rudolf M. Rohrer, 172 S., 6 Tafeln.

Der im Alter von 62 Jahren im Jahre 1940 verstorbene Wiener Historiker H a n s H i r s c h ist mit der mittelalterlichen Geschichte der Schweiz

nicht nur deshalb enge verbunden, weil die Ergebnisse seiner eindringlichen Forschungen zur mittelalterlichen Rechtsgeschichte auch für die Schweiz gültig sind; einzelne seiner Studien sind vielmehr schweizerischen geistlichen Stiftungen gewidmet. In drei verschiedenen Aufsätzen unterzog er die *Acta Murensia* im Zusammenhang mit den ältesten Urkunden Muris einer kritischen Würdigung. (*Mitt. des Instituts für österr. Geschichtsforschung* 25 (1904), 26 (1905) und *Jb. f. Schw. Gesch.* 31 (1906).) Eine andere Untersuchung befaßte sich mit den ältesten Kaiserurkunden der Augustinerpropstei Interlaken. (*Jb. f. Schw. Gesch.* 35 (1910).

Seine letzte umfangreiche Arbeit galt der Untersuchung von 18 Königsdiplomen, ausgestellt angeblich von den Königen Konrad III. und Friedrich I., Barbarossa für die drei Erzbistümer Vienne, Arles und Embrun, für die Bistümer Die, Viviers, Saint Paul-trois-Châteaux und für den Grafen Raimund von Baux und endlich für Silvio von Clérieu. Von diesen Dokumenten ist nur das jüngste, ein Diplom Friedrichs I. für die Kirche von Arles, im Original vorhanden. Für die andern ist man auf Abschriften aus späterer Zeit angewiesen. Alle bestätigen den Empfängern die Reichsfreiheit, den vollen Genuß aller Regalien und Unabhängigkeit vom burgundischen Hochadel. Auf Grund einer scharfsinnigen, die diplomatischen und die rechtsgeschichtlichen Merkmale heranziehenden kritischen Untersuchung werden die Mehrzahl dieser Diplome sicher und der Rest sehr wahrscheinlich als Fälschungen erklärt, während nur zwei als echt anerkannt werden. Der Gang der verwickelten und schwierigen Untersuchung kann nicht in einigen Sätzen wiedergegeben werden. Dagegen ist, abgesehen vom sachlichen Ergebnis, die verwendete Methode an und für sich lehrreich. Die angeblich in die Jahre 1144 bis 1178 fallenden Verleihungen werden zuerst rein diplomatisch untersucht, wobei sich eine Anzahl von Beobachtungen ergeben, die begründete Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen lassen. Diese Zweifel werden zur Sicherheit an Hand einer Prüfung ihres rechtsgeschichtlichen Inhaltes. Es werden den Empfängern durch Konrad III. und Friedrich I. Freiheiten verliehen, die diese beiden Fürsten im angegebenen Zeitraum gar nicht verleihen konnten, weil sie die dazu notwendige Machtstellung in Burgund gar nicht besaßen.

Erst nach seinem persönlichen Erscheinen in Burgund (1157) gestaltete sich Friedrichs Stellung allmählich so, daß er sich gegen den Adel auf die Kirche stützen und Erzbischöfen und Bischöfen diejenigen Rechte und Freiheiten verleihen konnte, die die eingangs erwähnten Hochkirchen bereits von Konrad III. und Friedrich I. vor seinem Erscheinen in Burgund wollten empfangen haben. Tatsächlich war das nicht der Fall. Um aber zu dieser privilegierten Stellung zu gelangen, wurden die Fälschungen hergestellt und der königlichen Kanzlei vorgelegt und z. T. unter Friedrich I., z. T. unter Heinrich VI. als Vorurkunden für neue Privilegien benützt.

Dabei erhebt sich allerdings ein Bedenken, auf das die Untersuchung von Hirsch nicht eingetreten ist: Wie kommt es, daß in der königlichen

Kanzlei die Fälschungen, die als Erzeugnisse dieser gleichen Kanzlei ausgegeben wurden, von ihr nicht als solche erkannt worden sind?

Z o l l i k o n.

H a n s N a b h o l z.

*Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag.* Quellen zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsarchiven von Freiburg im Uechtland, hg. von HEKTOR AMMANN. Aarau, Komm.-Verlag Sauerländer & Co., 1942. 1. Lieferung, 4<sup>o</sup> 176 S.

Die mittelalterliche Handelsgeschichte der Schweizerstädte kennen wir nur in groben Umrissen. Der Grund liegt zur Hauptsache in der Spärlichkeit des Quellenmaterials. Es gebricht an der notwendigen Detailkenntnis, um den Rahmen auszufüllen und ein lebensvolles Bild zu gestalten. Die Geschäfte wurden mündlich abgeschlossen und haben in den Akten keine Spuren hinterlassen. Die Rechnungs- und Notizbücher der Kaufleute sind nicht mehr vorhanden. Erhalten ist meines Wissens ein einziges mittelalterliches Handelsbuch, dasjenige des Basler Kaufherrn Ulrich Meltinger aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf Zürich bezügliche Stellen sind in den «Quellen zur Zürcher Wirtschaftsgeschichte», hg. von Werner Schnyder, abgedruckt. Alle andern bis heute bekannt gewordenen Handelsbücher gehören einer spätern Epoche an. Eine wertvolle Ergänzung bilden die *Notariatsregister*. Alle möglichen Transaktionen und Vereinbarungen von Handelsleuten und für den Handel arbeitenden Handwerksmeistern sind auf Wunsch der Parteien durch Notare beurkundet und in die Notariatsregister eingetragen worden. Diese letztern wurden als Bevisdokumente sorgfältig aufbewahrt und sind so z. T. bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Das Rechtsinstitut der Notariate war indessen nur im romanischen Teile der heutigen Schweiz heimisch, da wo das burgundische Recht galt. Die Register enthalten in verkürzter Form Notizen über eine Unsumme von Rechtsgeschäften der Privatwirtschaft und liefern uns über diesen Teil des Handelsverkehrs wertvolle, in's Einzelne gehende Aufschlüsse. Wenn diese Register trotz ihrer Wichtigkeit nicht allgemein, sondern nur in vereinzelt Fällen von der Forschung verwertet wurden, so sind zwei Gründe dafür bestimmend: die meist flüchtig und in der Regel lateinisch geschriebenen Einträge sind schwer entzifferbar; sie sind zudem derart zahlreich, daß schon ihre Ausnützung für einen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt ein großes Maß von Zeit und Arbeit in Anspruch nimmt. Die gleiche Sachlage ist auch der Grund dafür, daß Publikationen aus Notariatsregistern verhältnismäßig selten sind.

Es ist daher ein großes wissenschaftliches Verdienst von Hektor Ammann, daß er sich entschlossen hat, aus den in Freiburg in großer Zahl noch vorhandenen Notariatsregistern eine Quellenpublikation zu veranstalten. Dabei konnte es sich angesichts der Menge der Notariatsregister und der großen Zahl der Einträge nicht um eine Veröffentlichung in extenso

handeln. In den 10 Registerbänden eines einzigen Notars, des Richard von Füllistorf, sind z. B. aus den Jahren 1388—1425 rund 12 000 Geschäfte verzeichnet. Notwendigerweise mußte sich der Herausgeber auf eine Auswahl beschränken. Dieses Verfahren war schon deshalb angezeigt, weil sich die gleichen Arten von Geschäften immer und immer wiederholen. Dagegen wird auf diese Weise keine richtige Einsicht in das *Quantitative* des Handelsverkehrs vermittelt. Es hätte sich wohl gelohnt, für einzelne Zeitabschnitte wenigstens die *Zahl* der eingetragenen Handelsgeschäfte anzugeben. Vielleicht wird das in einer abschließenden Einleitung zur gesamten Edition nachgeholt. Dagegen gibt uns die getroffene Auswahl ein eindrucksvolles und anschauliches Bild des wirtschaftlichen Verkehrs in seiner bunten Mannigfaltigkeit im Freiburg des ausgehenden Mittelalters, eines Warenaustausches, der sich nordwärts bis nach Süddeutschland, west- und südwärts bis nach Avignon und Mailand erstreckte.

Die erste Lieferung des Werkes enthält 1716 Einträge aus den Jahren 1356—1427. Besonders lebhaft war der Verkehr mit den Nachbarstädten der heutigen Westschweiz, mit Genf, Lausanne und den kleinern Städten der Waadt und des Wallis. Mit zahlreichen Einträgen sind aber auch Solothurn und Bern vertreten; es tauchen ferner Handeltreibende aus Basel, Zürich, Luzern und Schaffhausen auf. Einige Einträge beziehen sich auf Geschäftsabschlüsse mit Händlern der Urschweiz. Unter den süddeutschen Städten treten Straßburg und Nürnberg in den Vordergrund, ersteres als Lieferantin von gefärbten Wollenstoffen hoher Qualität, letzteres als Lieferantin von Sensen und andern Metallwaren. Freiburger Kaufleute spielten dabei die Rolle von Zwischenhändlern, indem sie die gekauften Waren an andere Städte weitergaben. Andererseits war Freiburg für die auswärtigen Händler eine gesuchte Bezugsquelle für verschiedene Arten von Leder, für das die zahlreichen Freiburger Gerber den Rohstoff in den viehreichen Gegenden der heutigen Kantone Freiburg und Waadt zusammenkauften. Daneben entwickelte sich im Verlaufe des 14. Jahrhunderts in Freiburg die Herstellung eines ziemlich groben Wollenstoffs als Exportgewerbe. Ein Eintrag (Nr. 639) sagt uns, daß im Jahre 1397 durch einen Färber aus Brüssel ein besonderes Färbereiverfahren in Freiburg eingeführt wurde, sodaß von nun an auch bessere Qualitäten hergestellt werden konnten. Zahlreich sind Beispiele von Gründung kleiner Handelsgesellschaften zwischen Kaufleuten verschiedener Städte, von Übernahme des Kommissionsverkaufs durch auswärtige Handelsleute im Dienste freiburgischer Fabrikanten oder von Engroslieferung von Rohstoffen oder fertigen Handelswaren an Händler Freiburgs.

Ammanns Werk liefert aber nicht nur aufschlußreiches Material zur eigentlichen Handelsgeschichte. Eine große Zahl der Einträge beziehen sich auf das Gewerbe. Wir lernen den Wortlaut von Verträgen der Handwerksmeister über Eintritt von Lehrlingen und Gesellen mit all den damit verbundenen Bedingungen kennen. Der Gesichtspunkt, unter dem die Aus-

wahl getroffen wurde, bringt es mit sich, daß der Ertrag für die Rechtsgeschichte, für die die Register ebenfalls eine Fundgrube sind, kaum in Frage kommt.

Wenn einmal die ganze Publikation, versehen mit den notwendigen Registern und einem Glossar vorliegt, wird sich erst recht der große Wert dieser Quellenpublikation nicht nur für die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Freiburg, sondern der ganzen Schweiz erweisen. Dann wird sich vom mittelalterlichen Handelsbetrieb der Schweizerstädte unter sich und mit dem Auslande ein ungleich viel reichhaltigeres und richtigeres Bild entwerfen lassen, als das bis heute möglich war.

Der Wirtschaftshistoriker sieht daher der Fortsetzung dieser für die Schweiz bis heute einzigartigen Publikation mit Spannung entgegen.

Z o l l i k o n.

H a n s N a b h o l z.

DAVID LASSERRE: *Alliances confédérales, 1291—1815*. Erlenbach 1941, E. Rentsch. 109 p. in-8<sup>o</sup>.

Même s'il n'était pas dans les intentions de l'auteur et de l'éditeur de nous offrir un cadeau, c'en est bien un pourtant que le nouveau livre sur nos pactes fédéraux, publié à l'occasion du jubilé fêté à Schwyz le 1er août passé. C'est un vrai cadeau de trouver réunis en un volume les textes de nos anciennes alliances, avec des facsimile pour presque chacun d'eux. La lecture du volume de M. Lasserre ne cause pas de déception. Ce que l'auteur avance est bien fondé, et si quelques pages ne sont pas tout à fait satisfaisantes, il faut bien se dire que rien d'humain n'est parfait.

L'extérieur du volume pourrait faire croire qu'il s'agit d'une simple traduction de l'ouvrage: «Der alte Schweizerbund» du regretté historien grison Antoine de Castelmur. Mais on reconnaît vite que M. Lasserre a écrit un texte nouveau. Le livre de son prédécesseur lui a servi de point de départ, et pour y incorporer la Suisse romande, l'auteur a dû chercher une solution nouvelle. Lorsqu'on connaît les difficultés qu'a rencontrées M. de Castelmur dans sa double tâche, qui était de rédiger à la fois un guide des archives du pacte de 1291 à Schwyz et une histoire des alliances suisses, c'est à dire une histoire de toute la Confédération, on ne saurait regretter que le nouveau livre ait renoncé délibérément à toute idée de guide. Cela a laissé à l'auteur beaucoup plus de liberté, et son livre en a profité. Il reste que presque tous les facsimile proviennent des archives de Schwyz. Dans bien des cas c'est à bon droit qu'ils ont été choisis là. Dans d'autres, on aurait trouvé ailleurs des chartes plus anciennes.

Dans son ensemble, l'ouvrage de M. Lasserre est une brève histoire de la Suisse, et les pages qui résument les diverses tendances des anciens cantons ou «Orte» sont les mieux venues du livre. Les deux premières parties, relatives à la fondation de la Confédération (1291—1353) et au rayonnement du principe fédératif (1354—1526), occupent presque tout

le texte, et la plupart des planches s'y rapportent. C'est bien naturel, car après ces périodes, il n'y a plus eu d'alliance confédérale nouvelle, mais seulement des traités de paix et des pactes de caractère confessionnel et éphémère. La partie du livre consacrée à la période qui va de 1527 à 1815 est beaucoup moins réussie que les précédentes. L'auteur n'a pas une connaissance aussi approfondie de ces siècles que de ceux qui les ont précédés. Sur bien des points on retrouve dans ces pages les idées chères à nos historiens classiques de l'époque libérale, et surtout la tradition politique des nos cantons romands, qui entourent les événements de 1803 et de 1815 d'une auréole de gloire, ce qui, pour Genève, est justifié jusqu'à un certain point, mais moins pour d'autres cantons. Si l'on veut traiter de la constitution de 1798, de l'Acte de Médiation et du pacte fédéral de 1815, il faudrait parler aussi de la constitution de 1848. Et puisqu'une place est réservée aux nouveaux cantons reçus en 1803 et 1815, on aimerait trouver une énumération complète, qui tienne compte non seulement du Valais, de Neuchâtel et de Genève, mais aussi du Jura Bernois, de l'Argovie et du Fricktal, de la Thurgovie, de St. Gall et du Tessin. Si la partie consacrée à la période 1527—1815 veut être une conclusion, elle est trop longue et trop détaillée. Mais si on la considère comme une histoire de l'évolution de la constitution de notre pays, elle n'est pas assez complète.

Le texte de ces pactes offrait à M. Lasserre une difficulté que n'avait pas rencontrée M. de Castelmur. En effet, le lecteur de Suisse allemande comprend encore de nos jours la langue de ces vieilles chartes. En faire une traduction n'était pas une tâche facile, et l'auteur s'en est acquitté avec soin. Seul le pacte de 1291 est donné en entier. Pour les autres, l'auteur renvoie le lecteur aux pactes précédents pour les passages qui leur sont empruntés, et résume les parties de moindre intérêt. Je ne sais pas jusqu'à quel point cette idée est heureuse et féconde. Elle a pourtant le mérite de condenser l'ouvrage. Et lorsqu'on voudra se livrer à une étude scientifique de nos anciennes alliances, il faudra tout de même recourir aux textes originaux.

Dans tous les livres sur nos alliances confédérales, on regrette l'absence de petites cartes qui montrent l'agrandissement du territoire de la Confédération. La lacune serait facile à combler si l'on se servait de la carte de M. Gasser comme point de départ pour en tirer quelques schémas. Seules des cartes peuvent donner une idée claire de la valeur et des conséquences d'une nouvelle alliance.

Ces quelques remarques critiques ne sauraient nous empêcher d'accueillir avec joie et gratitude le nouveau livre de M. Lasserre, et de lui souhaiter, comme il le mérite, un grand nombre de lecteurs, en particulier dans le corps enseignant de la Suisse romande.

F r a u e n f e l d .

B r u n o M e y e r .



*Die Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich des XIV. und XV. Jahrhunderts.* Dritter Band: Steuerrödel von 1454—1466. Bearbeitet von Edwin Hauser und Werner Schnyder. Zürich 1941. Beer & Co.

Die stattliche Reihe der Veröffentlichungen, die die mittelalterlichen Quellen zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich erschließen, schreitet in den letzten Jahren rasch fort. Das Urkundenbuch hat einen 12. Band mit den Nachträgen bis 1336 erhalten. Die Quellen zur Wirtschaftsgeschichte bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts und zur Zunftgeschichte bis 1798 sind von Dr. Schnyder herausgebracht worden. In rascher Folge erscheinen weiter die Bände mit den Steuerbüchern des Mittelalters, die in Zürich in einer bemerkenswerten Reihe für Stadt und Land vorhanden sind. Vor einem Vierteljahrhundert ist 1918 der erste Band erschienen. 1939 wurde der zweite Band abgeschlossen, und jetzt liegt bereits der dritte vollendet vor. Der spröde Stoff wird hier vollständig und mit größter Genauigkeit geboten. Es wird so mit der Zeit ein Quellenwerk zustande kommen, wie es bisher in der Schweiz noch nirgends vorhanden ist. Die aufblühende Familien- und Personengeschichte, aber auch die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte wird hier eine erstklassige Quelle aufs bequemste zugänglich finden. Die Bearbeiter und das Zürcher Staatsarchiv als Herausgeber verdienen für diese umfassende Quellenerschließung den uneingeschränkten Dank der Wissenschaft.

A r a u.

H e k t o r A m m a n n.

*Die Amerbachkorrespondenz.* Im Auftrag der Kommission für die öffentliche Bibliothek der Universität Basel bearbeitet und herausgegeben von ALFRED HARTMANN, Dr. phil., Lehrer am hum. Gymnasium Basel. I. Band: *Die Briefe aus der Zeit Johann Amerbachs 1481—1513.* Mit Register und sechs Handschriftenproben. Basel, Verlag der Universitätsbibliothek, 1942. XXIII und 485 S., brosch. Fr. 35.—

In der Basler Geistesgeschichte des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts spielt die Familie Amerbach eine hervorragende Rolle. Spätestens seit 1478 wirkte Johann Amerbach (er stammte aus Amorbach im Odenwald), Magister der Pariser Universität, als Drucker in Basel († 1513). Von seinen drei Söhnen wachsen Bruno (1484—1519) und Basilius (1488—1535) in das erlauchte Gewerbe des Vaters hinein, während Bonifacius (1495—1562) und dessen Sohn Basilius (1533—1591) die führenden Juristen Basels in der Zeit von 1525—1591 werden. Dann stirbt die Familie im Mannesstamm aus.

Das ganze Leben und Schaffen dieser drei Generationen, das einen reichen Ausschnitt aus der Kultur des Zeitalters der Renaissance und der Reformation bildet, ist uns erhalten in dem gewaltigen Niederschlag eines etwa 6000 Stücke umfassenden Briefwechsels. Schon längst hat die Forschung aus diesem Schatze geschöpft; doch waren es immer nur einzelne Partien, die sie zugänglich gemacht und verarbeitet hat.

Nun unternimmt es die Universitätsbibliothek Basel, die Hüterin des kostbaren Gutes, die Amerbachkorrespondenz in umfassender Weise herauszugeben, und sie hat das große Glück, daß sich ihr für diese Aufgabe ein so hervorragender Kenner der Welt des Humanismus wie Dr. Alfred Hartmann zur Verfügung stellt. Nach jahrelanger mühsamer Arbeit darf er den ersten Band vorlegen. Er enthält etwa 500 Nummern und umfaßt die Zeit Johann Amerbachs. Über die Methode der Edition bemerkt der Herausgeber selbst, daß er nicht das gesamte Material abdrucke; dazu sei es zu umfangreich und wertmäßig zu ungleich; weggelassen habe er alle Briefe, die nicht an die Amerbache selbst gerichtet seien, außer wenn besondere Gründe ihren Abdruck rechtfertigten; in Regestform teile er diejenigen mit, die bereits in genügenden und verbreiteten Ausgaben vorlägen, sofern sie nicht besonders charakteristisch seien, ebenso solche, deren Inhalt in keinem Verhältnis zum Umfang stehe, wobei immerhin zur Probe gelegentlich auch typische Schwätzer zu Worte kommen sollten; doch werde dafür gesorgt, daß trotzdem der ganze Bestand an Amerbachkorrespondenz erkennbar bleibe. Selbstverständlich bietet Hartmann nicht nur den Text (in extenso oder im Regest), sondern er erläutert ihn auch in einem umfangreichen Kommentar: keine Mühe ist gescheut, den Inhalt der Korrespondenz bis in die letzten Einzelheiten zu erläutern, und nicht selten gelingt es auch, an der bisherigen Forschung Korrekturen anzubringen.

Auf eine besonders wertvolle Bereicherung unserer Erkenntnis jener Zeit durch die Briefausgabe weist Hartmann hin, indem er schreibt, daß aus den mittleren Schichten der Geistlichkeit und des Bürgertums, aus den Kreisen der studierenden Jugend, aus der Frauenwelt an brieflichen Äußerungen wenig bekannt sei, wohl einfach deshalb, weil in diesen Klassen niemand daran gedacht habe, derlei Papiere aufzubewahren; Johannes Amerbach und seine Nachkommen hätten dies getan; an diesem Material aus den untern Sphären seien jedoch die bisherigen Herausgeber Amerbachischer Korrespondenzen achtlos vorbeigegangen, und doch vermöge es den Mangel an bedeutsamen und registrierbaren Tatsachen durch eine Fülle von Einzelzügen aus dem täglichen Leben weitgehend wettzumachen und gebe uns auf alle Fälle unmittelbare Kunde vom Dasein und von den Interessen jener Schichten, die sonst anonyme Masse blieben.

Gleich der erste Band zeigt, wie reich tatsächlich die Amerbachkorrespondenz in dieser letztern Hinsicht ist: es handelt sich um die Briefe, die die Glieder der Familie Amerbach unter sich gewechselt haben und die somit einen umfassenden Einblick in das Familienleben gewähren. So schreibt etwa im Dezember 1498 die achtjährige Margaretha, wohl aus dem Klösterchen Engental bei Muttenz in der Umgebung Basels, an ihre Mutter: «min hercz liebe mütter mach mir zwen winter schû und söcklin dorin min hercz liebe mütter mach mir ein göler dz blöw göler ist ganz zerbrochen min hercz liebe mütter schick mir ein tick tuchlin das ich mög in der kilchen sin min hercz liebe mutter los die schwesteren wissen wie

breit du den kôlsch wellest han ... min liebe mütter ich bit dich bring mir das gütt jorr ... min recht hercz liebe mütter manen min hercz lieben atti vatter an das benedicite und an das gracias ...». Oder im Jahre 1502 schreibt sie, nachdem sie wegen einer Epidemie mit ihrem kleinen Bruderlein Bonifacius zusammen aus Basel entfernt worden war: «min hercz liebe mütter schick mir die bantoflen und ein bar stifflen und dem bonifacius ouch ein bar stiffli min herczliebe mütter die grosfrôw hat dem bonifacius wurmsomen ingeben und sin XIII wirm von im geganen und das nest ... ». Besonders spannend ist dann vor allem die Korrespondenz, die sich um den Pariser Aufenthalt der Söhne Bruno und Basilius dreht: die Söhne bereiten den Eltern allerhand Sorgen; sie studieren gelegentlich etwas langsam, brauchen immer wieder Geld, folgen den Anweisungen des Vaters in Beziehung auf die Wahl der Lehrer nicht, schreiben ein mangelhaftes Latein oder schreiben gar nicht; zu Hause aber zürnt und mahnt der Vater, fleht die Mutter, während die Söhne beschwichtigen, tausend Entschuldigungen haben und tausend Versprechungen machen. So schreibt etwa, um nur ein Brieflein zu nennen, im April 1502 die Mutter an die Söhne: «Lieben sún, jch han vernomen, es gang jch nit fast noch úwerem willen. jst mir gar leid. jr solten dem gheiss úwers vatter noch gangen sin ... Nun hend jr úweren vatter erzúrnt ... Dúnd fúr basser das best vnd leren fast, so hoff jch, jr werden ein gúetigen vatter finden ... Lieber Brun, bruch vernunfft. Du bis der elter, vnd wen Basiljus vnd dir út gebrist, so heb alwen rot do um vnd dúnd, als from knaben. Margredlin úwer swester lot úch griessen vnd Bonifaci úwer brúder. Nit me den got spar úch gesund. ... Lieber Brun und lieber Basiljus, dúnd das best vnd sechen an die erbeit, die úwer vatter frúg vnd spot durch úwerent willen dút, vnd leren fast.»

Neben die Familienkorrespondenz tritt die Korrespondenz mit den Berufskollegen, und zwar geht es darin ebensosehr um die geistigen Fragen des Druckgewerbes als um die geschäftlichen Angelegenheiten. Als Korrespondent an erster Stelle steht der Nürnberger Anton Koberger.

Aber um die Familienglieder und die Berufskollegen gruppiert sich dann vor allem die große Schar der Männer, die mitschaffend und mitringend in der großen Bewegung des anbrechenden Humanismus drinstanden. Sie sind in Basel selbst ansässig, sie leben in den großen geistigen Zentren des Oberrheins, in Schlettstadt, Straßburg und Freiburg, sie finden sich aber auch in der Ostschweiz wie in Frankreich. Nur die wichtigsten dieser Korrespondenten aus dem Bereiche der führenden Zeitbewegung seien genannt: Matthäus Adriani, Ludwig Ber, Sebastian Brant, Augustin Dodo, Hieronymus Gebwiler, Kraft Hofmann, Konrad Leontorius, Konrad Pellikan, Johann Reuchlin, Jakob Salzman, Johann Ulrich Surgant, Franz Wiler, Jakob Wimpfeling, Johann Witz. Was sie bewegt, ist die Erneuerung von Kirche und Welt durch die Wiedererweckung der großen Geister der Vorzeit.

Wir danken der Basler Universitätsbibliothek wie Herrn Dr. Hartmann

für die prächtige Gabe und hoffen, daß es möglich werde, das begonnene Werk trotz der Ungunst der Zeit rasch weiterzuführen.

B a s e l.

E r n s t S t a e h e l i n.

CLAIRE-ELIANE ENGEL, *Jean François de Boissy (1704)—1754). Un Réfugié français du XVIII<sup>e</sup> siècle d'après sa correspondance*. Neuchâtel 1941, Secrétariat de l'Université, 120 p. in-8<sup>o</sup>.

Jean-François de Boissy, petit gentilhomme du Vivarais vint à Genève vers 1730 pour professer librement la religion protestante dans laquelle il était né. Après avoir étudié la théologie, il se voua au préceptorat à Genève, puis en Hollande.

Existence sans éclat, ni aventures, d'un homme cultivé, ami des Lettres, timide, auquel toute ambition était étrangère et qui déjà comme jeune homme ne souhaitait rien autre que de vivre en repos.

Melle Engel en publiant sa correspondance fait revivre ce personnage de second plan dont les lettres, dénuées de l'agrément du style, n'apportent aucune contribution sur la vie au XVIII<sup>e</sup> siècle, exception faite d'une description des bains de Spa en 1745 d'un récit du couronnement de l'Empereur à Francfort la même année et de celui d'un cours de physiologie du professeur Albinus à l'Université de Leyde, qui se lisent avec plaisir.

Est-ce à dire que l'intérêt de cette publication est inexistant? Non pas. En effet Boissy est le type d'une catégorie de réfugiés français que nous connaissions mal et qui méritait d'être étudiée. Nous avons en lui un protestant français qui diffère singulièrement de ceux de ses coréligionnaires qui quittèrent leur patrie dans les années qui suivirent immédiatement la révocation de l'Edit de Nantes. Alors que ces derniers, furieusement anti-français se livraient à des manifestations désordonnées de joie chaque fois que parvenait la nouvelle d'une défaite de Louis XIV, Boissy, réfugié de 1730, demeure attaché à son pays et à son souverain. Il prend part à la joie générale des Français, quand, à Metz, Louis XV entre en convalescence. Il ne garde à son roi aucune rancune des persécutions dont les protestants sont l'objet; bien plus, sa religion modérée, déjà pénétrée par la philosophie du XVIII<sup>e</sup> siècle, le fait juger sévèrement ses ardents coréligionnaires du Désert.

L'ouvrage de Melle Engel enrichit donc notre connaissance du «Refuge français». Il est par ailleurs le type d'une biographie bien faite. L'érudition de l'auteur, jointe à des recherches considérables, lui a permis d'éclaircir tous les points obscurs de cette correspondance, d'identifier les personnages cités, de placer dans leur cadre les événements, surtout littéraires, auxquels Boissy fait allusion.

V e r s o i x.

J e a n P. F e r r i e r.

ANNA MARIA RENNER, *Die Kunstinventare der Markgrafen von Baden-Baden*. Beiträge zur Geschichte des Oberrheins, Bd. I, Konkordia AG., Bühl-Baden, 1941, 288 S., 28 Abb.

Mit einer recht instruktiven Sammlung eröffnet die oberrheinische

historische Kommission eine neue Buchreihe. Von 1666 bis zu ihrer endgültigen Versteigerung 1775 reicht die große Reihe von Inventaren der Markgrafen von Baden-Baden, die hier zumeist im Wortlaut wiedergegeben werden. Sie sind mit der Schweiz insofern geschichtlich verbunden, als in der Franzosenzeit die Evakuierung des markgräflichen Archivs nach Basel uns diese seltene Reihe gesichert hat. Leider ist nur ein kleiner Teil der Sammlungen in öffentlichem Besitz erhalten, sodaß wir nur aus einer größeren Anzahl von Gemälden eine Vorstellung vom alten Reichtum dieser echt barocken fürstlichen Privatsammlungen gewinnen können; in großen Abbildungen werden die meist komplizierten allegorischen Gemälde aus der heutigen Karlsruher Sammlung wiedergegeben, mit deren Künstlern einst weitschweifende Vorstellungen verbunden waren, die die heutige Kunstkritik zumeist zunichte gemacht hat. Es wäre freilich zu begrüßen, wann man von der noch erhaltenen Türkenbeute und von anderen «kunstindustriellen Gegenständen», wie die Wiener Bezeichnung noch im 19. Jahrhundert lautete, einiges abgebildet hätte. Doch versucht die Autorin in liebevoller Weise, aus den dürren Registern, die meist nicht einmal Künstlernamen bringen, ein lebendiges Bild der Zeit zu gewinnen. Nicht umsonst nimmt sie vielfach Bezug auf Julius von Schlossers «unübertroffenes» Buch: «Die Kunst und Wunderkammern der Spätrenaissance»; hat uns doch dort der einstige Betreuer der kaiserlichen Haussammlungen die intimste Geschichte fürstlichen Mäzenatentums gegeben, aus der allein die profanen Schätze des späteren Mittelalters und der Neuzeit verständlich werden. Das Vorbild dieser Sammlungen, die Schätze Erzherzogs Franz Ferdinands von Tirol, aber auch verwandtschaftliche Bande und zuletzt eine Reise nach Prag, von der die Beschreibung der Kisten erhalten ist, führen die badischen Sammler mit den Wienern zusammen; Fürsten, die selbst laborieren und dilettieren, wie Herzog Julius Franz mit seinen Rubingläsern, finden sich hüben und drüben; und in seiner Tochter Sibylla Augusta zeichnet A. M. Renner nicht nur das Bild einer energischen Sammlerin, sondern auch eine treue Hüterin des ererbten Gutes, das sie durch die Einverleibung in einen Fideikommiß zu erhalten sucht. Wie die Autorin am Beispiel der Kunstkammer von Neuhaus von 1666 das Bild der in effigie oder natura erhaltenen Kunstschränke einflicht, macht diese nur scheinbar trockene Materie in liebevoller Art lebendig; es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß bei größerer Vertrautheit mit dem kunstgewerblichen Material sich anhand dieser Verzeichnisse noch das eine oder andere Stück wird identifizieren lassen; denn gerade heute liegt das Schwergewicht dieser Sammlungen für uns nicht auf dem Gebiete der Bilder, die meist nur thematisch interessant gewesen sind, sondern auf jenem der Kleinkunst; wenn auch das Geschmeide wie alle Edelsteine und Edelmetalle längst den Weg des Irdischen gegangen sind, so sind doch in den Kleinwerken aus Bronze und Elfenbein Werte enthalten, die nicht nur durch «spielerische Freude» erfaßt werden.

Bern.

Hans R. Hahnloser.

WILLIAM E. RAPPARD, *Pennsylvania and Switzerland: The American Origins of the Swiss Constitution*. (Separatum aus «University of Pennsylvania Bicentennial Conference».)

Diesen englisch geschriebenen, stilistisch schön geformten Essay hat Professor William Rappard der Universität von Pennsylvania zu ihrem zweihundertjährigen Gründungsjubiläum (1940) gewidmet. Eine passendere Untersuchung hätte Professor Rappard wohl gar nicht wählen können als diese Studie, die berichtet, welchen Einfluß das Vorbild der (im Philadelphia-Konvent von 1787 entstandenen) amerikanischen Verfassung und des sich darauf aufbauenden amerikanischen Staates auf die Diskussion in der Schweiz zur Frage der Schaffung eines eidgenössischen Bundesstaates gehabt hat.

Rappards Darlegungen haben, das ist offensichtlich, für den Schweizer Historiker ein mindestens ebenso großes Interesse wie für den amerikanischen Geschichtsforscher. Da in diesem Falle die Schweiz der nehmende Teil war (sodaß Rappard von einer «debt of constitutional gratitude which Switzerland owes the United States» sprechen kann), so dürfte das Interesse auf unserer Seite eher noch größer sein als jenseits des Atlantik. Wir sind es uns selbst schuldig, den Gründen nachzugehen, die die Schweiz veranlaßten, bestimmte Grundgedanken und Vorkehrungen der amerikanischen Verfassung zum Vorbild für die eigenen Einrichtungen zu nehmen. Gerade zu dieser Frage hat Rappard in überzeugenden und durch Quellen reichlich belegten Ausführungen Stellung genommen. Er behandelt damit eines der grundlegenden Probleme der schweizerischen Verfassungsgeschichte von 1798—1848. Durch die Berücksichtigung insbesondere der Pamphletliteratur neben den amtlichen und halbamtlichen Quellen hat der Verfasser von «L'Individu et l'Etat» von dem Einfluß, den das Vorbild der U. S. A. auf die schweizerische Verfassungsdiskussion hatte, ein neues und eindrücklicheres Bild entworfen, als wir es bisher besaßen.

Der Hauptunterschied, der zu Ende des 18. Jahrhunderts in der Struktur des schweizerischen und des amerikanischen Staates bestand, lag darin, daß in der Schweiz der Grundsatz der fast uneingeschränkten Hoheit der Orte Geltung hatte und es dementsprechend nur einen Delegiertenkonvent derselben, die Tagsatzung gab, während in dem neu geschaffenen amerikanischen Staat eine bundesstaatliche Ordnung unter einer einheitlichen Regierungsgewalt und auf Grund eines zweigliedrigen Repräsentativsystems von Volk und Ständen aufgerichtet worden war.

Daß es zu einer Annäherung dieser zwei so verschiedenen Regierungssysteme gekommen ist und kommen konnte, war in der Tat das Resultat einer sonderbaren Entwicklung. Wir müssen betonen, daß Rappard lediglich die Entlehnung des Prinzips des Bundesstaates und seines Organs, des aus zwei Kammern bestehenden Kongresses, bespricht. Die Übernahme der amerikanischen Form der Exekutive (Volkswahl und Präsidialregierung) stand damals nie irgendwie im Mittelpunkt der verfassungspolitischen Diskussion. Die vorliegende Arbeit hat daher die Bedeutung einer Geschichte

der Einführung des Zweikammer-Systems und der darauf aufgebauten bundesstaatlichen Ordnung in der Schweiz.

Aus Rappards Ausführungen geht hervor, daß das amerikanische Vorbild in der Tagesliteratur eine viel größere Rolle gespielt hat als in den Debatten der verantwortlichen Staatsmänner. Das Beispiel der amerikanischen Verfassung wurde, speziell in der Regenerationszeit, von einigen führenden Geistern und aktiven Volksmännern herangezogen und dem Volke als der Weg bezeichnet, der aus den konstitutionellen Nöten der Zeit herausführen und eine Lösung des Problems: Einheit und Mannigfaltigkeit, Sonderleben und einheitliche Gesamtführung, darstellen würde. — Rappard findet den ersten Hinweis auf das amerikanische Vorbild nach dem Umsturz von 1798 in einem an Johannes von Müller gerichteten Brief vom Mai 1799, worin Müllers Schwager der Ansicht Ausdruck gibt, daß unter der Voraussetzung angemessener Modifikationen die amerikanische Verfassung den Bedürfnissen der Schweiz am besten entspreche. Sie biete Einheit und doch behalte jeder Kanton seine Individualität. In die gleiche Zeit fällt die Publikation einer Anzahl kleinerer Schriften vorwiegend welscher Autoren (z. T. von Leuten, die Amerika aus eigener Anschauung kannten), die die amerikanische Verfassung heranzogen, um sie als zu wenig zentralistisch zu verurteilen, während andere sie als vorbildlich bezeichneten. Diese Schriften entsprangen dem Kampf zwischen Unitariern und Föderalisten; jedenfalls verraten sie keine intime Kenntnis der amerikanischen Konstitution. Hingegen ist es von Wichtigkeit zu wissen, daß Bonaparte, nach dem Zeugnis des schweizerischen Gesandten Stapfer in Paris, bei seinen Umgestaltungsplänen für die Schweiz das amerikanische Vorbild berücksichtigt hat (Brief von Stapfer an den schweizerischen Außenminister Louis Bégos, vom 8. Oktober 1800 und Bericht vom 23. Februar 1801). Die Mediationsakte von 1803 enthielt nun allerdings nicht das (amerikanische) Zweikammer-System; aber unter der Mediation war «die Verteilung der Macht zwischen der nationalen und den lokalen Gewalten sehr ähnlich jener, die die amerikanische Verfassung vorsieht». Außerdem bedeutete die Schaffung des Landammann-Amtes «die stärkste Annäherung an das Amt des amerikanischen Präsidenten in den Annalen der Verfassung unseres Landes. So machte die Mediationsakte von 1803 zum ersten Mal in ihrer Geschichte aus der Schweiz einen wirklichen Bundesstaat nach amerikanischem Muster» (S. 66). Daraus geht hervor, daß in einer Zeit, da die französische Verfassung wegen ihres extremen Zentralismus abgelehnt wurde, die konservativen schweizerischen Föderalisten in einer Amerika-ähnlichen Verfassung die Rettung sahen.

Eine ganz andere Wendung nahm die Diskussion, als in der Regenerationszeit die Frage einer eventuellen Änderung des Bundesvertrags von neuem aufgeworfen wurde. Die zwei Parteien, die sich damals gegenüberstanden, wollten nichts von dem amerikanischen Vorbild wissen, da beide entschlossen waren, am Einkammer-System festzuhalten. Die Linke wollte

eine Legislative nach demokratischen Grundsätzen, die Konservativen wollten, daß wie bisher alle Kantone in der Tagsatzung gleich vertreten seien.

Damals griffen Außenseiter, aber auch eigentliche Männer des Volks den Gedanken auf, daß eine Verfassung nach amerikanischem Vorbild, d. h. ein Zweikammer-System mit einer Kammer als Volksvertretung und einer anderen als Ständevertretung, eine Lösung bieten würde, die — weil sie die Wünsche sowohl der Leute von rechts wie auch jener von links berücksichtigte und außerdem dem großen Gedanken der Stärkung des Volksganzen Ausdruck gab — als eine endgültige Bereinigung des so lange umstrittenen Problems der Bundeserneuerung angesehen werden könnte.

Professor Rappard hat vor kurzem in einem Aufsatz dieser Zeitschrift (21. Jahrgang, No. 2, 1941) gezeigt, daß einige hohe Schweizer Offiziere in französischen Diensten zur Zeit der Auflösung ihrer Regimenter beim Sturz der Bourbonen 1830 sich zu Wortführern einer Verfassungsrevision im Sinne der amerikanischen Verfassung gemacht hatten (ihr Anliegen war in erster Linie die Schaffung einer soliden gemeinschweizerischen Regierungsgewalt); sie ließen aber, in die Heimat zurückgekehrt, ihre Pläne wieder fallen.

Die eifrigsten, unermüdeten und wohl auch am besten unterrichteten (1831 erschien eine deutsche Übersetzung der amerikanischen Verfassung zu Aufklärungszwecken) Aufklärer und geradezu Propheten einer besseren Schweiz auf der Basis des Zweikammer-Systems waren der Luzerner Arzt und Philosoph I. P. V. Troxler (der allein im Jahre 1833 acht Flugschriften verfaßte), Thomas Bornhauser, der Führer der liberalen Bewegung im Thurgau, der das amerikanische Bundessystem dem einfachen Bürger durch das Gespräch von «Schweizerbart und Treuherz» mundgerecht machte (1834) und der Berner Kantonsförster Karl Kasthofer, der Verfasser des «Schweizerischen Bundesbüchli» (1833).

Trotz den Anstrengungen dieser Männer stand, wie Rappard bemerkt, in den kampfereiften Jahren von 1831 bis 1848 das «amerikanische Vorbild» nie im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Das Bundessystem nach amerikanischem Muster erschien erst im März 1848 bei den Verhandlungen des Tagsatzungs-Ausschusses, der eine eidgenössische Verfassung vorbereiten sollte, plötzlich — wie aus den Wolken gefallen — als die rettende Lösung vor dem Auge der nach einem Ausweg suchenden Politiker (während es bisher nur einzelne Befürworter gehabt hatte) dank des ihm innewohnenden einleuchtenden Prinzips eines Gleichgewichtes zwischen Bundesgewalt und Kantonalgewalt. James Fazy, der damalige Regierungspräsident von Genf, der in früheren Jahren aus dem Munde von Lafayette selbst die amerikanische Verfassung sich hatte erklären lassen und sich dafür begeistert hatte, war der einzige Regierungsmann, der seine Tagsatzungsdelegierten im Sinne des Zweikammer-Systems instruiert hatte. Auch der Waadtländer Tagsatzungsdelegierte Henri Druey hatte sich am amerikani-



schen Vorbild orientiert. — Im übrigen belegen Rappards Ausführungen, daß die Annahme des Zweikammer-Systems in der Schweiz nicht als eine Nachahmung der Verfassung der Vereinigten Staaten zu betrachten ist, sondern daß der schweizerische Bundesstaat eine «Wiedergeburt», eine Neuschöpfung darstellt — eigener Not und eigener Erkenntnis entsprungen.

Rappards reichhaltige Untersuchung liegt jetzt vergraben in dem Jubiläumswerk der Universität von Pennsylvania. Wir wünschen und hoffen, daß sich ihrer ein schweizerischer Übersetzer annimmt und ein Verlag im Lande sich findet, der sie herausgibt, um sie einem größeren schweizerischen Leserkreis zugänglich zu machen.

Zürich.

Max Silberschmidt.

DOMINIK STYGER, *Zur neuern Geschichtsschreibung über den Schwyzerischen Franzosen-Krieg von 1798*. Beiträge zu Klarstellungen. 64 S. Buchdruckerei des Einsiedler Anzeiger, Einsiedeln 1941.

Der in manchem um seine Wahlheimat verdiente Magdeburger Heinrich Zschokke von Aarau hat dem innerschweizerischen Widerstand gegen die französischen Revolutionsarmeen historisch «das Gesicht gegeben». Seine einseitigen, oft haßerfüllten Urteile und Wertungen sind sehr oft von namhaftesten Historikern übernommen worden, trotzdem dessen «Tendenz» schon längst erkannt ist. So hat Martin Ochsner das Bild des Kapuziners Paul Styger ins richtige Licht gerückt (Schwyz 1916 u. 1917), während dem Einsiedler Stiftsarchivar P. Norbert Flüeler die Ehrenrettung des als Verräter vom Etzel gescholtenen P. Marian Herzog gelungen ist (in Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengesch. 1935. XXIX Jg.) Aber viele Unwahrheiten, Verdrehungen, größere und kleinere Unrichtigkeiten spuken heute noch in Geschichtswerken und Artikeln. Denen rückt Dr. Styger mit einer wahrhaft staunenswerten Quellen- und Literaturkenntnis zu Leibe und stellt die Wahrheit über den Kampf bei Rothenthurm und die Besetzung des Etzels endgültig fest, mag dabei sogar auf diesen oder jenen, der sich im Ruhme der Geschichte sonnte, einiger Schatten fallen. Amicus Plato, magis amica veritas, gilt auch hier. Heute, wo wir den Volkskrieg gegen eine Invasion ganz anders ansehen, wo das Wort Quisling zu einem Begriff geworden ist, darf die Geschichtsschreibung an dieser kleinen, klaren, inhaltsreichen und solid fundierten Broschüre nicht vorbeigehen.

Einsiedeln.

Karl Schoenenberger.

FRÉDÉRIC BARBEY, *Les pierres parlent*. Lausanne 1941, F. Rouge & Cie. S.A. 312 p. in-8<sup>o</sup>, cinq gravures hors texte.

Sous ce titre, M. Frédéric Barbey a réuni en un volume agréablement illustré sept études historiques dispersées dans divers périodiques. M. Frédéric Barbey sait construire un récit attrayant et évocateur sur une stricte documentation, à la manière de G. Lenôtre. On le lit avec un rare plaisir, d'autant plus que, chercheur persévérant et récompensé, il donne leur pleine valeur à ses découvertes.

Des sept études du recueil, quatre intéressent directement la Suisse. Les trois autres retiendront aussi l'attention des lecteurs de notre pays.

Tout d'abord «Cabrera, Ile maudite» décrit le martyr des soldats français, suisses et italiens au service de France, déportés après la capitulation de Baylen, en 1808. «Le Pékin de l'Empereur» est l'histoire véritablement extraordinaire du lieutenant de Belly de Bussy, ancien camarade de Bonaparte et émigré, requis comme guide par l'Empereur sur le plateau de Craonne en 1814. Promu bientôt colonel d'artillerie, Bussy reste fidèle à Napoléon jusqu'à Waterloo. Enfin «Chez Lamartine au Maconnais» évoque la vie du poète au pays même de sa destinée, à Mâcon, à Milly, à Saint-Point, à Monceau<sup>1</sup>.

La première des études que nous pouvons qualifier de «suisses» est la traduction commentée d'une description de Genève au commencement de 1793; cette description a été publiée à Berlin, en 1796, par l'écrivain saxon Christian-Auguste Fischer; elle est exacte et contient beaucoup d'intéressantes impressions. A ce titre, le document est déjà précieux. Mais Fischer a vécu à Genève au temps des comités nés de la révolution. Il rend bien l'atmosphère d'agitation et de crise de la cité, le débrillé du résident de France, Soulavie, les fastes de la fête de J.-J. Rousseau, les délibérations de l'Assemblée nationale. Son témoignage valait la peine d'être connu<sup>2</sup>.

L'église de l'hospice du Grand Saint Bernard conserve le tombeau du général Desaix, tombé à Marengo le 14 juin 1800. Le premier Consul a voulu donner cette sépulture alpestre à son fidèle compagnon d'armes, et la mausolée fut commandé au sculpteur Jean-Guillaume Moitte. M. Barbey décrit toutes les difficultés de l'entreprise, les funérailles de Desaix en 1805, l'érection du monument en 1806.

Le lieutenant de chasseurs Joseph Pinon part de Genève le 13 mai 1814 à la recherche de l'artillerie de la place que le général de Bubna a fait enlever pour constituer un parc d'artillerie en Suisse. Il finit par retrouver ses canons à Ulm, à Linz et à Vienne; à force de démarches et d'audiences, même de l'empereur et du prince de Metternich, il en obtient la restitution. Le 5 septembre 1814, Pinon, revenu dans sa ville natale, est félicité et récompensé par le Conseil provisoire; il reçoit un brevet de lieutenant-colonel et une médaille d'or; le 31 décembre 1814, puis en février

---

<sup>1</sup> Ajoutons à la note de la p. 262, à propos du mariage de Lamartine à Genève en 1820, l'article de Remsen Whitehouse *Gazette de Lausanne*, 26 novembre 1911; cf. Louis Courthion, *Mercure de France*, 1<sup>er</sup> mai 1920.

<sup>2</sup> A la page 35, Fischer dans la maison «d'un certain comte Gallatin» assiste à la destruction par une bande de Marseillais des «armes qui ornaient les portails des maisons importantes de Genève», soit des «armoiries» des familles propriétaires. En 1793, le personnage qui portait le titre de comte de Gallatin devait être Pierre de Gallatin, officier au service de Hollande (1753—1820), domicilié en 1791 au no. 1 actuel de la place de la Taconnerie. Archives de Genève, Recensement A 16; cf. H. Deonna, *Lettres de noblesse et d'armoiries de familles genevoises*, p. 52—53.

et en avril 1815, 48 canons reprennent leurs places à l'arsenal. L'odyssée du brave colonel, «l'homme aux canons» a fourni à M. Barbey la matière d'un récit très alerte, très habilement reconstitué à l'aide du journal et des papiers inédits de Pinon; jour après jour, les efforts de Pinon ne cèdent ni aux mécomptes, ni aux déceptions; ils affirment une ténacité bientôt couronnée de succès<sup>3</sup>.

Le décret impérial du 15 novembre 1810 annexa le Valais à la France pour en faire le Département du Simplon. Le député de ce 130<sup>me</sup> département français au Corps législatif, de 1810 à 1814, fut le comte Emmanuel de Rivaz, ancien grand bailli et conseiller d'Etat. M. Barbey publie des extraits des «Souvenirs de Paris» du comte de Rivaz, d'après un manuscrit actuellement déposé aux Archives cantonales du Valais. Rivaz a rédigé ses souvenirs en 1821; on n'y retrouvera guère de renseignements sur les délibérations du Corps législatif; mais, par contre, avec beaucoup d'anecdotes pittoresques, les relations de ses audiences, de ses visites et des cérémonies auxquelles il assista.

Peu après son arrivée à Paris, Rivaz prend part aux solennités du baptême du roi de Rome; il discute avec le premier président de la cour de Lyon du choix d'un président du tribunal de Sinon; il fait visite à Champagny, duc de Cadore, ancien ministre des relations extérieures, qui l'éclaire sur le sort réservé au Valais et au Tessin; il travaille à la Bibliothèque impériale; en 1813, il rencontre chez le duc de Bassano le général Turreau qui avait laissé de mauvais souvenirs en Valais, puis chez le ministre de l'Intérieur, le nouveau préfet du Simplon, le comte de Rambuteau. Enfin, il voit de très près l'Empereur, en particulier, le 1<sup>er</sup> janvier 1814, lors de la scène faite par Napoléon au Corps législatif à propos de son rapport; il est encore à Paris le 3 mai 1814, lorsque Louis XVIII y fait son entrée. A Paris, Rivaz voit son cousin, le général Emmanuel de Rivaz, dont la carrière au service de France avait été interrompue en 1795 dans des circonstances restées mystérieuses; il intervient en faveur de Louis de Courten, ancien officier au service d'Angleterre, arrêté en Hollande porteur d'une lettre de l'ancien roi de Suède, Gustave-Adolphe. C'est l'occasion pour

---

<sup>3</sup> Selon M. Barbey (p. 156), «le glorieux matériel de fer et de bronze, objet de la sollicitude de Pinon, a presque entièrement disparu, fondu en 1848 par des mains sacrilèges». Or, les inventaires de l'artillerie genevoise conservés aux Archives d'Etat, annoncent au 1<sup>er</sup> janvier 1816, 66 canons et 19 mortiers, au 1<sup>er</sup> janvier 1849, 66 canons et obusiers, 27 mortiers et pierriers et au 1<sup>er</sup> janvier 1864, 62 canons et obusiers et 11 mortiers et pierriers. Par arrêté du 18 mars 1864, le Conseil d'Etat décida le transfert au Musée archéologique du Palais de Justice des armes, armures et drapeaux de l'Arsenal, ayant un intérêt archéologique. C'est donc à partir de 1864 qu'il conviendrait de déterminer le sort réservé à l'ancienne artillerie genevoise. L'Etat de Genève conserve en tous cas sous les arcades qui font face à l'Hôtel de Ville cinq canons dont deux ont été ramenés de Vienne par les soins du lieut.-colonel Pinon et deux furent restitués par le gouvernement autrichien, en 1923.

M. Barbey d'exposer le cas de ce Valaisan détenu jusqu'en 1814 par la police impériale.

Genève.

Paul-E. Martin.

JEAN-CHARLES BIAUDET, *La Suisse et la monarchie de juillet 1830—1838*.

Bibliothèque historique vaudoise. III. Librairie de droit F. Roth et Cie. Lausanne 1941. XLVIII-557 pages, gr. in-8<sup>o</sup>.

Ce travail important, qui a valu le titre de docteur ès lettres à son auteur, lui fait le plus grand honneur ainsi qu'à l'Université de Lausanne, devant laquelle il l'a défendu et à M. le professeur Charles Gilliard, recteur de l'Université et titulaire d'une chaire d'histoire, lequel a proposé ce sujet au candidat.

M. Biaudet a dépouillé avec le plus grand soin les archives françaises, d'abord celles du Ministère des Affaires Etrangères. Il a réussi à se faire communiquer certaines lettres du «Fonds réservé» dont la consultation n'avait jamais encore été autorisée. A Paris encore, il a exploré les Archives nationales, les Archives du Ministère de la Guerre, en province les Archives départementales du Doubs et celles du Haut-Rhin. Les Archives fédérales à Berne lui ont fourni une utile documentation ainsi que celles des plus importants cantons suisses. Il a trouvé dans certaines bibliothèques suisses des correspondances intéressantes. Sa documentation imprimée atteste des recherches non moins consciencieuses: publications officielles françaises et suisses, journaux et revues, brochures, histoire générale d'Europe, de France et de Suisse, ouvrages particuliers<sup>1</sup>. L'auteur a dressé une bibliographie qui remplit plus de vingt pages de l'introduction et qui paraît très complète<sup>2</sup>.

Dans une substantielle introduction, M. Biaudet caractérise la situation de la Suisse au moment où s'ouvre la période de l'histoire de ses rapports avec la France qu'il se propose d'étudier. — «En reconnaissant, en 1815, la neutralité et l'indépendance de la Suisse, l'Europe avait surtout pensé à elle-même.»

Sous le pacte de 1815, la Suisse ressemblait un peu à l'Europe d'aujourd'hui.

La politique suisse de la Restauration (1815—1830) fut autoritaire au dedans, faible au dehors, mais elle rendit au pays le sentiment de sa force et affermit son indépendance. Cependant, sa position fautive, vague,

<sup>1</sup> A propos du complot d'Erlach, je signale à l'auteur ce passage des *Mémoires d'Outre-tombe* (éditions Biré V. 589), «En arrivant à Berne on nous apprend qu'il y avait une grande révolution dans la ville. J'avais beau regarder, les rues étaient désertes, le silence régnait, la terrible révolution s'accomplissait sans parler, à la paisible fumée d'une pipe au fond de quelque estaminet.»

<sup>2</sup> Il eut été opportun de citer, peut-être, dans la bibliographie: R.-L.-Fr. von Fischer: *Lebensnachrichten über E.-Fr. von Fischer*, signalé p. 5, note 3.

indéterminée à cette époque, cette espèce de désaccord entre sa politique intérieure et sa politique extérieure, sont à l'origine de toutes les difficultés qu'elle rencontra dans la période étudiée ici.

Cette dernière, appelée en Suisse, la *Régénération* (1830—1848) eut, au contraire, un caractère nettement national. Seulement, après 1830 comme à d'autres époques de son histoire, la Suisse se heurta à l'Europe. Les troubles graves provoqués dans les relations de la Confédération avec ses voisins eurent surtout leur source dans la question du droit d'asile. De 1833 à 1838, les incidents se succédèrent presque sans interruption : affaire des réfugiés polonais (1833—1834), affaire du Steinhölzli (1835), affaire de la « Jeune Europe » et de Mazzini (1835—1836), affaire de l'espion Lessing (1836), affaire de l'espion Conseil (1836), affaire Louis-Napoléon Bonaparte (1838).

Les gouvernements cantonaux sympathisaient ouvertement avec les aspirations libérales des peuples voisins de la Suisse et allèrent j'usqu'à faire croire aux cabinets européens, par leur attitude, que la Confédération était un danger pour l'Europe tout entière. En 1836, Thiers écrivait qu'il « était ridicule de penser qu'un petit pays comme la Suisse pouvait, entre les mains d'une poignée d'agitateurs, remuer à son gré le reste de l'Europe » ! De 1830 à 1838, la Confédération supporta toujours plus vaillamment ses épreuves ; elle en sortit grandie moralement. En 1838, elle prouva qu'elle avait le sentiment de sa dignité, base de toute indépendance réelle. M. Biaudet a repris à la lumière des documents français — presque entièrement inédits — l'histoire de la Suisse de 1830 à 1838, laissant de côté tout un groupe de questions : rapports de voisinage, de justice et d'administration, modifications de frontières, problème de la vallée des Dappes, liquidation des capitulations militaires, affaire Wahl, affaire Cellard, etc. Il fait observer que les lettres souvent quotidiennes de l'ambassade de France à Berne au Ministre des Affaires Etrangères à Paris ne présentent pas toujours de la Suisse une image conforme à la vérité. Mais, ce qui est grave, c'est que le dit ministre règle son attitude vis-à-vis de la Suisse d'après cette image que lui en font les lettres de son ambassadeur.

Et les ministres, qu'ils s'appellent Broglie, Rigny, Molé ou Thiers, accordent une grande importance à ces rapports.

D'après le titre de son livre, l'auteur donne à entendre qu'il embrassera la période du règne de Louis Philippe c'est à dire de 1830 à 1848. Or, il s'arrête à 1838. Comme il a dépouillé les *Recès* de la diète fédérale jusqu'en 1848, nous espérons qu'il nous donnera bientôt, en dépit des motifs exposés dans sa conclusion, un second volume, portant les années 1839 à 1848.

L'ouvrage est divisé en huit chapitres, dont l'établissement nous paraît tout à fait judicieux. Nous nous demandons cependant s'il n'eut pas été préférable de fondre ensemble les matières traitées dans les deux premiers : *Revision des constitutions cantonales* et *Essai de réforme du pacte fédéral*,

pour en faire toujours deux chapitres mais rigoureusement chronologiques. En effet, les événements qui y sont narrés chevauchent sur les mêmes années, 1830—1833 et le lecteur, éprouve un certain embarras à bien saisir leurs successions et leurs réactions. M. Biaudet expose d'abord les efforts de la plupart des cantons dès 1826 pour s'adapter aux «idées nouvelles» en Europe. Ce ne sont partout que naissances de clubs et sociétés populaires, éclosions de brochures, assemblées, motions etc. La campagne se dresse contre la ville. Mais, plus fort danger encore, les classes populaires prétendent arracher aux oligarchies, aux aristocraties de jadis le pouvoir qu'elles ont repris dès 1815.

A cette époque, les Alliés, ennemis de Napoléon Ier, traitèrent la Suisse sans la comprendre ou, peut-être, entendirent la maintenir dans un état de faiblesse. Elle serait alors plus docile à leurs projets ou à leurs exigences. Le congrès de Vienne aurait dû faire une Suisse forte pour qu'elle fût tranquille. C'est tout le contraire qui se produisit. Dès 1825—1826, le «torchon» révolutionnaire «brûlait» dans beaucoup de cantons.

On a beaucoup écrit sur l'influence des «Trois Glorieuses» de juillet 1830, puis sur les mouvements de Suisse. Comme l'historien français Emile Bourgeois l'a relevé, la vérité est que la Suisse s'est régénérée elle-même et n'a nullement attendu un mot d'ordre venu de Paris. Certes, la Suisse a été une des premières à prendre son parti du renversement de Charles X. Elle a reconnu sans difficulté le nouvel ordre de choses en France. En retour, la France ne s'est pas émue de l'agitation intérieure de la Confédération. Il en sera tout autrement de l'Autriche. Celle-ci réclame au Directoire la dispersion des réfugiés italiens au Tessin. Cette démarche est appuyée par la Sardaigne et la Russie ainsi que par un corps de troupe autrichien massé à la frontière tessinoise.

Devant ces menaces, une Diète extraordinaire est convoquée qui décide d'observer une stricte neutralité en cas de guerre européenne et, dans cette éventualité, de nommer général le colonel Guiguer de Prangins et comme chef d'Etat major le colonel Dufour (27 décembre 1830). Le comte de Rumigny, ambassadeur de France à Berne, n'a cependant pas confiance dans les milices suisses, les taxant de «mauvaises, sans discipline, sans instruction». Mais deux ans plus tard, la Suisse ayant déjoué un complot patricien à Berne (complot de l'hôtel d'Erlach), le ministre des Affaires Etrangères français, Sebastiani, voit dans ce fait la preuve de l'amélioration de la situation morale de la Suisse. En 1832 et 1833, l'agitation gronde à Bâle et à Neuchâtel. Le Directoire et la Diète parviennent cependant à la calmer. Après une longue période de troubles, l'auteur estime que malgré tous ses défauts, le Pacte fédéral de 1815 a cependant fourni à la Diète les moyens d'assurer le respect de ses décisions.

Pendant cette période, de nombreux cantons s'efforcent de réformer le Pacte fédéral dans un sens libéral. Pour empêcher ces tentatives de prendre un caractère révolutionnaire, Louis-Philippe, dont l'émeute assiège

constamment le palais, appuie de tout son pouvoir la création en Suisse d'un parti du « juste milieu ». A l'inverse, la Prusse, la Russie et l'Autriche, de peur de toute réforme, favorisent ostensiblement la défiance et la désunion. C'est grâce à l'influence de la France, appuyée par l'Angleterre que la Suisse échappera à une véritable intervention (juillet 1832). Mais, la révision du Pacte est en marche et en avril 1834, le nouveau ministre des Affaires Etrangères de France, l'amiral de Rigny y est plutôt favorable. Deux ans s'écoulent encore. En 1836, Uri demande de rayer cette éternelle proposition du rôle des affaires soumises à l'Assemblée fédérale, mais celle-ci repousse vivement la proposition; la question continue à traîner d'année en année au recès de la Diète.

Le chapitre III relate *l'expédition de Savoie de 1834*. Après avoir été vaincue par la Russie, la Pologne a connu le plus effroyable régime de terreur et de véritables troupes de réfugiés ont gagné l'étranger. L'une d'elles, comprenant 380 réfugiés presque tous officiers, atteint la frontière suisse à Goumois le 9 avril 1833 et arrive à Saignelégier le même jour. Comme ils viennent du territoire français, où ils avaient été accueillis, le Directoire helvétique considère comme impossible de garder des gens qui avouent avoir quitter la France pour échapper à la surveillance dont ils étaient l'objet. Pellegrino Rossi, alors député de Genève à la Diète, est envoyé à Paris pour obtenir le retour de ces Polonais. Paris hésite et conseille de discuter avec l'Allemagne. On délègue dans ce pays Jean-Antoine de Tillier, mais sa mission échoue. Cependant le 1er novembre 1833, la France consent à les laisser passer à travers son territoire. Ils pourront se rendre en Egypte, en Algérie, au Portugal. Les Polonais répugnent à cette solution et prêtent l'oreille aux propositions du révolutionnaire italien Mazzini, expulsé de son pays et réfugié à Genève. Un accord est conclu entre Italiens et Polonais pour envahir la Savoie, prélude d'un mouvement révolutionnaire dans toute l'Europe. Le général Ramorino, chef des Polonais, arrive le 31 janvier 1834 à Genève pour prendre la direction de l'expédition. La ville de Nyon s'organise en « caserne de rebelles ». Les Vaudois protègent les réfugiés. Tandis que les autorités suisses, fédérales et cantonales, semblent s'être laissées surprendre, les gouvernements voisins sont admirablement renseignés par leurs agents secrets en Suisse.

Le 1er Février, 160 réfugiés, embarqués à l'aube à Nyon sur deux barques, abordent, par erreur, sur territoire genevois près de Bellerive. La plupart sont cernés et réembarqués pour la rive vaudoise. Un second groupe part de Carouge, passe à Annemasse et pousse jusqu'à Ville-la-Grand sur la route de Thonon. — Mais, mal accueilli par la population, abandonné par Ramorino, il rentre à Genève où il est désarmé et interné. La troisième colonne est arrêtée à Pont-de-Beauvoisin par les gardes sardes.

L'entreprise a donc échoué mais il en résultera des complications très graves pour les relations de la Suisse avec l'Autriche et les Etats qui gravitent dans son orbite. Metternich est décidé à profiter de cette occasion

non seulement pour obtenir de la Suisse, l'expulsion des étrangers compromis dans cette affaire mais aussi le jugement des Suisses ayant favorisé l'expédition; en outre, il entend recevoir des engagements formels pour l'avenir. La Sardaigne adresse à la Suisse une note hautaine dans ce sens. En même temps, la frontière est bloquée, personnes et marchandises ne transitent plus. La Diète répond sur un ton digne et ferme mais fait partir les réfugiés compromis. Elle a été puissamment aidée dans sa résistance par la France, tout au moins par le ministre de Broglie — car le roi Louis Philippe semble avoir été beaucoup plus mal disposé — et indirectement par l'Angleterre. La Sardaigne doit battre en retraite, rétablir les relations de voisinage et de commerce. Mais l'Autriche persévère dans ses intentions, envoie une note le 20 juin 1834 qui est un véritable ultimatum. La Diète tient bon, bien qu'en Suisse l'opinion soit fort divisée. Finalement, en juillet, cette longue période d'instabilité et de menaces prenait fin, la France et l'Angleterre s'en félicitaient; néanmoins il ressortait nettement de ces incidents répétés que la Confédération avait souvent fait preuve de négligence, de maladresse et de désunion.

A peine la crise touchait-elle à sa fin, qu'éclate, cette année encore, un nouvel incident comme si une véritable fatalité pèse sur les relations de la Suisse avec ses voisins. Le 27 juillet 1834, environ 150 ouvriers allemands se rencontrent au cabaret du Steinhölzli près de Berne; de petits drapeaux de papier aux couleurs des différents Etats de l'Allemagne sont déchirés; on déploie un grand drapeau rouge et or, allégorie destinée à montrer qu'un jour la république germanique établirait l'unité allemande. Cette affaire sans importance aurait passé inaperçue sans les diplomates étrangers et leurs espions, à Berne. De nouveau, l'Autriche, poussée par son vindicatif représentant à Berne, Bombelles, adresse une note demandant des explications catégoriques. Puis c'est la rupture des relations diplomatiques de Vienne avec le canton de Berne, le rappel des ouvriers bavarois, prussiens, autrichiens de ce canton. Malgré les efforts pacifiques de la France, Metternich s'entête. Le 1er janvier 1835, Berne devient canton directeur; nouveau motif pour l'homme d'Etat de se montrer intraitable. Avec les satellites des autres Etats allemands, l'Autriche exige de la nouvelle Diète confirmation des engagements antérieurs relatifs aux réfugiés. En février, le bruit se répand en Allemagne d'une expédition contre leur patrie des réfugiés de Suisse. Les Etats du Sud envoient des troupes à la frontière. La France sous la direction de Broglie, toujours désireux de provoquer une détente, s'efforce de calmer les esprits en Suisse et d'arrêter Metternich. Peine perdue. La mort de l'empereur François 1er, le 2 mars 1835, entraînant le renouvellement des lettres de créances du ministre d'Autriche à Berne, fournira au chancelier de Vienne un motif de plus d'humilier sinon la Suisse du moins le canton de Berne. Ce n'est qu'après des semaines de discussions et, on peut bien le dire, de mauvais tours joués à la Suisse que Metternich autorisera Bombelles, en juin, à se rendre à Berne comme



ministre accrédité. Le 24 juin, le Directoire offre un grand banquet diplomatique qui doit prouver que la réconciliation est complète. L'Angleterre, la France s'applaudissent de ce dénouement. En Suisse, la satisfaction n'était pas sans réserve et Metternich considérait qu'il restait sur toutes ses positions.

Dans son cinquième chapitre intitulé *Les articles de Baden*, l'auteur relate les difficultés qu'éprouva la Suisse sur le terrain confessionnel, à l'époque même où les crises de politique extérieure ne lui laissent aucun répit. On sait qu'après 1830, l'église catholique suisse fut profondément divisée entre *libéraux* et *ultramontains*. A la faveur de ces discordes, le Saint-Siège réussit à placer l'Eglise suisse sous son influence immédiate et son représentant, le nonce exerce une influence anormale, débordant de beaucoup ses fonctions habituelles. En 1832, dans certains cantons, en Argovie et à Berne surtout, de grands conflits surgissent entre les autorités civiles et ecclésiastiques. Pour essayer de les apaiser, une conférence de sept cantons se réunit à Baden le 20 janvier 1834, sur l'initiative de Lucerne. Elle rédige le fameux programme connu sous le nom *d'articles de Baden* qui touche à une série de matières évidemment fort délicates, propres à inquiéter Rome. Aussi, une encyclique du 17 mai ne tarde-t-elle pas à condamner cette conférence. Des troubles graves éclatent en Argovie en 1835, dans le Jura Bernois, en Ajoie l'année suivante. Le gouvernement de Berne, alarmé, emploie la manière forte et occupe militairement ce pays pendant trois semaines. Il n'en fallait pas tant à Metternich pour lui fournir un nouveau prétexte de fulminer contre les agitateurs suisses et donner libre cours à son secret désir d'anéantir une bonne fois ce foyer de révolution. Contrairement à son attitude passée, cette fois la France, sous l'influence du nouveau ministre des Affaires Etrangères Thiers, agissant d'accord avec Louis-Philippe encourage l'Autriche. On est loin de la politique de modération de Broglie. Par malheur pour la Suisse, ce changement d'attitude coïncide avec l'arrivée à Berne d'un nouvel ambassadeur de France, le duc de Montebello, bien différent du sympathique Rumigny. Par son caractère antipathique, Montebello se fait bientôt détester dans le pays. Il portera une lourde responsabilité dans la série d'incidents qui vont assombrir pour longtemps les relations franco-suisse. En ce qui concerne les articles de Baden, il réussit, par une série de démarches presque insolentes et d'intrigues auprès des avoyers de Tscharnier et de Tavel, à annihiler la conférence de Baden. Quand on connaîtra en Suisse les machinations de l'ambassadeur de France au cours de neuf semaines, il en résultera de l'indignation et de la colère.

Cette année 1836, d'ailleurs, mettra à une rude épreuve la patience de la Suisse. Aussi faut-il toute la perspicacité de l'auteur et son talent d'exposition pour ne pas perdre le fil conducteur dans cet enchevêtrement d'incidents, qu'une véritable fatalité oppose à la prudence — parfois poussée à l'excès — des hommes d'état suisses.

On en trouve une preuve dans son chapitre VI intitulé *Le conclusum du 23 août 1836*. Qu'est-ce d'abord qu'un *conclusum*? C'est, en style fédéral, une décision de la Diète fédérale. Celle du 23 août 1836 fut précédée d'une série d'incidents qui mirent en évidence le mauvais vouloir et la partialité incroyables de l'ambassadeur Montebello. N'ira-t-il pas jusqu'à déclarer, dans une de ses dépêches à Paris, que «de l'aveu de tous les partis, la Suisse, ni dans les temps anciens ni dans les temps modernes, n'a jamais été aussi heureuse que sous l'acte de médiation; c'est une époque dont on parle ici comme de l'âge d'or!»! C'est la malheureuse affaire des réfugiés politiques et du droit d'asile qui remit la Suisse en danger. Notre pays a vu se créer, plus ou moins clandestinement, sur son territoire une «Jeune Italie», une «Jeune Pologne» et deux mois à peine après l'expédition de Savoie, grâce à Mazzini, une «Jeune Europe». Mazzini est abhorré par Metternich. Le fait que la Suisse tolère plus ou moins sa présence chez elle justifiera les soupçons et le ressentiment de tous les pays qui l'entourent. Le roi Louis-Philippe est, à deux reprises, l'objet de tentatives d'assassinat (affaires Fieschi et Alibaud). Immédiatement, Montebello, son chef Thiers, Metternich accusent la Suisse d'avoir toléré la préparation sur son sol de ces attentats. Et alors que jusqu'ici, la France s'opposait aux mesures violentes que Metternich lui proposait de décréter contre la Suisse, Louis-Philippe, estimant à partir de 1835, qu'il a écrasé les «anarchistes», abandonnera une certaine bienveillance, un certain libéralisme qu'il a témoignés à notre pays et s'associera à toutes les exigences de l'Autriche. Le 18 juillet 1836, il fait remettre à Berne une note à la fois cauteleuse et insolente, suivie le 5 août d'une lettre personnelle de Thiers qui menace la Suisse d'un *blocus hermétique* en cas de non-soumission. Le 26 août, la Diète, adopte un arrêté, qui ordonne en fait l'arrestation et l'expulsion de tous les étrangers suspects d'avoir abusé du droit d'asile. Satisfaction entière est ainsi donnée aux Etats étrangers. Mais, cette fois, le peuple suisse s'émeut; dans de nombreux cantons, des assemblées, réunissant des milliers de citoyens, protestent contre la faiblesse coupable des autorités. Aussi la Diète, le 29 août, répond à la note française par un texte rédigé par Charles Monnard, lequel, dit M. Biaudet est «tout à l'honneur de la Suisse». Le comble, c'est qu'à part l'Angleterre, qui estime cette réponse «adroite et digne», toutes les autres puissances la jugent inacceptable. On se représente la gravité que revêtira, dans des circonstances aussi troublées, un nouvel incident surgi entre la France et la Suisse à quelque temps de là, mais dans la même année encore. Il s'agit de *l'affaire Conseil*, objet du chapitre VII. Nous en avons résumé ailleurs les péripéties et nous y renvoyons le lecteur<sup>3</sup>.

Qu'il nous suffise de dire que, là encore, l'intervention malveillante de Montebello fait de cet épisode de pur espionnage un incident diplomatique grave, alarmant tout l'Europe et entretenant pendant plusieurs mois une

<sup>3</sup> *Journal de Genève* du 18 août 1941.

vive agitation en Suisse. Celle-ci s'en tirera néanmoins à son honneur, tandis que la diplomatie française en sortira « humiliée et amoindrie ».

La Suisse connaîtra-t-elle enfin un peu de répit? Hélas! non. Car, éclate dès 1837 une vive tension entre la France et notre pays, à l'occasion du séjour à Arenenberg du prétendant Louis Bonaparte. Cette histoire, objet déjà de multiples études, a été reprise et racontée par M. Biaudet dans un dernier chapitre de son livre, avec de nouveaux détails et une maîtrise remarquable.

Avec lui le sujet semble épuisé. Relevons en brièvement les péripéties. En 1837, Louis Bonaparte rentre à Arenenberg des Etats-Unis où il a dû se réfugier après sa conspiration manquée de Strasbourg, l'année précédente. Sa mère, la reine Hortense, y meurt d'un cancer le 5 octobre. Aussitôt après, la France demande son expulsion de Suisse. Mais le prince est citoyen thurgovien et la Suisse est d'autant plus fondée à repousser cette demande, que la France, ayant en 1836, entre les mains le prétendant, l'a relâché sans lui demander aucun engagement. Les choses s'enveniment, la France considérant Napoléon comme dangereux, et Arenenberg un centre d'intrigues. Une note française du 28 juillet 1838 provoque une très vive émotion en Suisse; elle exige impérieusement le départ du prince. On peut penser que l'Ambassadeur Montebello saisit avec empressement cette occasion de se venger de ses précédentes défaites. Et malheureusement, le ministre des Affaires Etrangères Molé écoute favorablement ses conseils et décide d'employer la manière forte. Nouvelle note du 18 août, encore plus menaçante. Le Grand Conseil thurgovien repousse formellement la démarche de la France. La Diète publie les notes reçues, ce qui déchaîne un vaste mouvement de manifestations et de pétitions dans toute la Suisse. Et comme la nouvelle se répand que la France, prend des mesures militaires, plusieurs cantons arment à leur tour. Le 20 septembre, la France forme à Lyon un « corps de rassemblement » sous les ordres du général Aymard. Cet officier adresse à ses troupes une proclamation menaçante, qui redouble l'agitation en Suisse. Alors, Louis-Napoléon, conscient de ses responsabilités envers le pays auquel il doit tant, décide de le quitter volontairement. Mais ce geste n'arrête pas la marche des troupes françaises, qui s'installent sur la frontière. La Suisse répond en mobilisant à son tour et en formant deux corps d'observation sous les ordres de général Guiguer de Prangins et du colonel Zimmerli. En même temps, la Suisse est secouée d'un grand sursaut de patriotisme et les esprits manifestent une volonté de résistance qu'on a pas vue les années précédentes. Le 14 octobre, Bonaparte quitte la Suisse et la France commence aussitôt après à dissoudre son corps d'observation. Les difficultés s'aplanissent, la Suisse démobilise à son tour. Des services d'actions de grâces sont célébrées dans les églises; les troupes sont félicitées pour leur zèle et leur discipline. La Suisse sort grandie de cette dernière épreuve, après avoir dû subir de la part de l'Autriche et de la France plusieurs humiliations. « Cette fois, elle avait

relevé fièrement la tête et elle pouvait espérer qu'on y regarderait à deux fois désormais avant de lui chercher querelle.»

Metternich, lui, manifestait ouvertement son mécontentement de la solution pacifique de cette affaire.

Ce dernier conflit avec la France eut du moins l'avantage de montrer à la Confédération que les défauts de son organisation politique étaient réels et que la faiblesse de la Diète et du Directoire n'étaient pas sans inconvénients au moment du danger.

Telle est la conclusion de ce livre excellent dont nous avons dit plus haut les mérites. Après ces débuts si prometteurs, nous souhaitons vivement à son auteur de ne pas en rester là et de nous fournir bientôt, à nouveau, l'occasion de le lire avec l'intérêt<sup>4</sup> soutenu que nous avons trouvé dans son remarquable travail.

Geneve.

Frédéric Barbey.

CH. SCHNETZLER. *Charles Monnard d'après lui-même. Un passé toujours vivant.* Pages extraites de ses œuvres. Lausanne, La Concorde, 1941, 82 pages, in-8<sup>o</sup>.

M. Charles Schnetzler, l'auteur de l'importante biographie de Charles Monnard dont il a été parlé ici en son temps<sup>1</sup>, a publié, pour le six cent cinquantième anniversaire de la Confédération, quelques extraits des œuvres du grand patriote suisse qu'il connaît bien.

L'idée était heureuse, l'intention excellente, mais la réalisation d'un tel projet, — faire revivre, par quelques pages choisies avec soin, une aussi riche personnalité que celle de Monnard et un passé aussi complexe que celui de la Suisse entre 1815 et 1848, — n'était pas chose facile. M. Schnetzler ne pouvait qu'atteindre imparfaitement le but qu'il s'était proposé. Les cinquante petites pages dans lesquelles Monnard prend lui-même la plume ou la parole complètement utilement certes, et illustrent en quelque sorte la biographie que nous avons déjà citée. Elles sont, pour tous ceux qui la connaissent déjà, l'occasion d'évoquer à nouveau une belle et grande

---

<sup>4</sup> Nous groupons ici quelques remarques de détail faites en cours de lecture: Il eut été utile d'indiquer partout à côté des dates des dépêches de l'ambassadeur de France en Suisse, le lieu de départ, indication intéressante, en particulier lorsque le chef de mission se transportait dans un autre endroit de la Suisse que Berne. Par exemple, p. 42, note 2, quand Rumigny écrit: «Il n'y a *ici* qu'une voix...» on voudrait savoir à quoi se rapporte *ici*. P. 11, note 2, ajouter avant dernière ligne: Congrès International de la Croix Rouge. P. 443, ligne 22, ne faut-il pas lire *pour* au lieu de *par*. Je n'ai pas trouvé dans la *Bibliographie* le travail de Schlatter cité p. 499, note 1. — P. 516, ligne 13, lire *pour* la Suisse au lieu de *par*. P. 114, on est étonné de ne pas trouver une note biographique sur Mazzini. P. 173, ligne 5 le *que* est à supprimer, sinon la phrase est incompréhensible. P. 174, ligne 14 une note sur l'amiral de Rigny eût été utile car le personnage est peu connu. P. 269, note 2, lire Daucourt au lieu de Dancourt.

<sup>1</sup> Cf. *Revue d'Histoire Suisse*, t. 17 (1937), p. 136—138.

figure de notre histoire nationale. Elles ne suffisent cependant pas à la faire revivre pleinement.

Le professeur de « littérature » de l'Académie de Lausanne, celui de qui Sainte-Beuve a parlé avec tant de respect et d'amitié, on ne le sent guère derrière l'« introduction » de sa leçon inaugurale, derrière ses quelques remarques sur le *Génie du Christianisme*. On retrouve mieux par contre, dans la brochure de M. Schnetzler, le Monnard historien de la Confédération, le Monnard qui consacra toute une partie de sa vie, et de ses forces, à la traduction et à la continuation de l'œuvre de Jean de Müller, le Monnard patriote si désireux de l'affermissement de l'union confédérale<sup>2</sup> et qui voulait montrer à la Suisse, dans son histoire, les raisons qu'elle avait d'espérer en l'avenir malgré les crises du moment.

C'est le même Monnard, mais combien plus ardent et combatif, que devraient évoquer les pages consacrées au journaliste, à l'orateur, à l'homme politique. L'atmosphère des conseils d'alors, à Lausanne, à Zurich ou à Lucerne, l'action personnelle du député sincère et convaincu, l'ascendant du collègue ou du président plein de bon sens, à l'intelligence claire et à l'esprit pénétrant, le talent consommé de l'orateur, ce sont là choses qui ressortent mal des extraits de rapports et de discours, des notes que nous communique M. Schnetzler. Ceux qui ne connaissent pas Charles Monnard risquent fort de ne pas s'expliquer, à la lecture de ces quelques pages, qu'il ait joué un rôle aussi important sur la scène politique de son canton et de son pays.

Une quinzaine de lettres nous révèlent enfin un Monnard intime et vivant. C'est le mari, le père, l'ami. Le contact direct avec l'homme est établi, et nous retrouvons en lui, tout naturellement, l'éducateur, le professeur, l'historien, l'homme politique, le grand patriote. Cette dernière partie est, à nos yeux, l'essentiel de la petite étude de M. Schnetzler. C'est par elle que le passé revit. Un passé dont les leçons sont faites pour encourager ceux qui tournent leurs regards vers l'avenir.

Lausanne.

Jean-Charles Biaudet.

*Repertorium über die Verhandlungen der Bundesversammlung der schweizerischen Eidgenossenschaft, Band I 1848—1874.* Im Auftrage der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz bearbeitet von LÉON KERN unter Mitwirkung von Henry Beuchat und Leonhard Haas. Verlag Fragnière Frères, Freiburg 1942.

Mit dem vorliegenden Nachschlagewerk ist ein alter Wunsch, dem die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz wiederholt Ausdruck gegeben hat, in Erfüllung gegangen: Die handschriftlich im Eidgenössischen Bundesarchiv aufbewahrten Protokolle über die Verhandlungen der

<sup>2</sup> « Le vrai lien fédéral est dans le cœur des Suisses, c'est un lien moral » dans la conclusion de *l'Histoire de la Confédération*, cité par M. Schnetzler, p. 30.

Bundesversammlung sind durch ein gedrucktes Repertorium der Forschung erst eigentlich zugänglich gemacht worden. Während zu den Tagsatzungsarchivalien der ganzen schweizerischen Vergangenheit bis zum Jahr 1848 die große amtliche Abschiedssammlung hinführt, fehlte etwas Ähnliches für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Und doch rückt diese Epoche — die Jugendzeit des schweizerischen Bundesstaates — immer mehr ins Blickfeld der wissenschaftlichen Forschung. Der Historiker mußte sich bisher mit den oft recht voluminösen Bänden des Bundesblattes der schweizerischen Eidgenossenschaft behelfen; darin fand er außer gelegentlich aufschlußreichen Übersichten einzelner Verhandlungen der eidgenössischen Räte meist nur den dürren Schutt von Mitglieder- und Traktandenlisten und das öde Geröll der Wahlgeschäfte. Auch die nur zeitweise und willkürlich von der Bundeskanzlei herausgegebenen Gedenkblätter über einzelne Legislaturperioden der Bundesversammlung konnten als Hilfsmittel nicht genügen. Ganz außer Betracht für den praktischen Gebrauch fiel das Bulletin des délibérations de l'Assemblée fédérale von 1853/1854, weil es nur sehr kurze Zeiträume beschlägt und übrigens in bloß seltenen Exemplaren vorhanden ist.

Der erste Band des Repertoriums leistet mit seiner praktischen Anordnung, seiner differenzierten und trotzdem übersichtlichen Gruppierung wertvolle Erschließungsarbeit. Dem Forscher wird der Weg zu den Quellen geebnet. Man würde nun aber irre gehen in der Annahme, daß aus den Protokollen des Nationalrates, des Ständerates und der Vereinigten Bundesversammlung alles Wissenswerte über die Verhandlungsgegenstände in Erfahrung gebracht werden könnte. Denn einmal weisen die Protokolle nicht die Breite stenographischer Bulletins auf; sie geben die Debatten oft nur in sehr dürftiger Verkürzung wider. Und sodann schweigen sie sich in der Regel ganz über die Verhandlungen der Ratskommissionen aus, wo der interessante Prozeß der Willensbildung vor sich ging. Briefe, Tagebücher, Memoiren, was alles zur Erhellung geschichtlichen Lebens überaus aufschlußreich ist, mangeln der Epoche von 1848—1874 fast ganz, wie denn überhaupt die schweizergeschichtliche Quellenliteratur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auffallend arm an persönlichen Aufzeichnungen ist. Eine eingehende Erörterung der Frage nach den Ursachen dieser Erscheinung würde zu interessanten Einsichten führen.

Die sehr kurz gefaßten Inhaltsangaben des Repertoriums — eine Art Regesten — charakterisieren den Hauptinhalt des zur Beratung stehenden Geschäftes und halten den darüber gefaßten Beschluß fest. Manchmal sind diesen Angaben noch Hinweise auf innerlich dazugehörige Aktenstücke beigefügt. Der Wert des Ganzen wird durch den Anhang wesentlich erhöht: Er bietet Zusammenstellungen der Legislaturperioden und der Sessionen, Namenslisten der Mitglieder der Bundesbehörden und ein sehr zweckmäßig angelegtes, hochwillkommenes Sachregister. So ist denn in entsagungsvoller Arbeit ein sorgfältiges und geschickt angeordnetes Repertorium zustande gekommen, das dem verantwortlich zeichnenden Bearbeiter Léon Kern sowie

seinen Mitarbeitern Henry Beuchat und Leonhard Haas Ehre macht. Der praktische Nutzen des Repertoriums für den Forscher möge sie ermuntern, möglichst bald die in Aussicht gestellten Bände II und III in Angriff zu nehmen.

B a s e l.

E d g a r B o n j o u r.

AMÉ PICTET: 1857—1937, *Souvenirs et travaux d'un chimiste*. Neuchâtel, Editions de la Baconnière, 1941, 228 pages 8<sup>o</sup>, deux portraits.

Il faut féliciter la famille d'Amé Pictet d'avoir publié ces souvenirs; bien qu'une bonne moitié du volume soit consacré à l'exposé des travaux de l'auteur, les *Souvenirs et travaux d'un chimiste* ne constituent point un ouvrage technique, accessible aux seuls chimistes, bien au contraire. Le sujet est présenté dans la langue si claire et avec le talent d'exposition dont se souviennent tous ceux qui ont eu le privilège de recevoir l'enseignement d'Amé Pictet, de sorte que le raisonnement le plus purement chimique peut être suivi, sans aucune peine, par le profane.

Ces pages n'appartiennent pas seulement à la chimie, mais aussi à l'histoire des sciences: A. Pictet a fait partie de cette génération de chimistes qui, élèves directs des Würtz, des Kekulé, des grands fondateurs, ont édifié la chimie organique moderne et lui ont donné le magnifique développement que nous connaissons aujourd'hui.

Au moment où Pictet commence ses études, en 1877, la chimie organique, bien qu'âgée déjà de quarante ans (la fondamentale synthèse de l'urée, par Woehler, date de 1828) commence à peine à se développer en France, Würtz vient de faire paraître le premier supplément de son *Dictionnaire de chimie pure et appliquée* et rompt des lances en faveur de la théorie et de la notation atomiques (sa *Théorie atomique* date de 1878), l'industrie des matières colorantes, à base presque complètement empirique encore, est à ses débuts. En Allemagne, sous l'impulsion des Hofmann, des Baeyer, de quelques autres, on commence à s'intéresser à cette discipline; Kekulé, quelques années auparavant, a publié sa fameuse formule cyclique du benzène et Koenigs, dernière nouveauté, cherche déjà à élargir cette hypothèse en proposant, pour la pyridine, une formule dont le cycle contient 5 atomes de carbone et 1 atome d'azote.

La voie est frayée pour la grande floraison prochaine, mais tout ceci est encore bien nouveau et le profane n'a encore que des idées assez vagues sur ce que peut bien être le travail scientifique en chimie; le chimiste lui apparaît comme un personnage qui tiendrait le milieu entre un contremaître d'usine et un maître maçon; lorsque Pictet fait part à son père de son intention de devenir chimiste, il a grand-peine à lui persuader que l'on peut être chimiste sans cesser «d'être un Monsieur».

C'est à Bonn, où il travailla sous Kekulé et sous Anschütz, que, dit-il, il trouva, par hasard sa voie: passant devant une librairie, il y vit, exposée, une brochure de Koenigs, ouverte à la page où était dessinée la formule

que proposait l'auteur pour la pyridine, que nous considérons, aujourd'hui comme l'un des plus simples parmi les alcaloïdes. Cette première supposition d'un corps contenant un cycle qui ne serait pas formé uniquement d'atomes de carbone, le frappa à tel point qu'il se promit de travailler désormais sur des produits de ce genre.

Il s'est tenu parole et c'est à cela que nous devons les beaux travaux sur les alcaloïdes qui l'ont occupé presque sans interruption, pendant plus de la moitié de sa carrière.

Plus tard, Pictet s'est voué à des travaux sur la houille et les pétroles d'abord, sur les sucres et les «hydrates de carbone» ensuite. Ce n'est pas un des moindres mérites de ce volume que de montrer comment des travaux répartis sur trois chapitres aussi différents, se sont liés dans l'esprit de l'auteur, avec une logique telle qu'il semble avoir été entraîné fatalement de l'un à l'autre.

La première tâche de la chimie organique, à ses débuts, devait être de reproduire synthétiquement les corps que l'on peut trouver dans les organismes vivants. Pictet a apporté une large contribution à ce travail par la synthèse de plusieurs des alcaloïdes de l'opium, par sa belle synthèse de la nicotine; plus tard, par la synthèse de plusieurs disaccharides et c'est, en particulier, à lui que revient le mérite d'avoir effectué la première synthèse, par voie purement chimique, d'un disaccharide naturel, le maltose.

Pictet ne s'est pas borné à ces synthèses, il a apporté, dans chacun des chapitres dont il s'est occupé, une contribution plus importante encore en tirant de ses travaux des conclusions d'ordre général.

Dans le domaine des sucres, si ce n'est pas lui qui a découvert les anhydrides du glucose (connus depuis fort longtemps), du moins les a-t-il fait sortir de la catégorie des curiosités de laboratoire, sans utilité pratique, et a-t-il montré la généralité de leur réaction de formation, ainsi que leur utilisation possible pour la synthèse.

Quant aux alcaloïdes, il a montré — et c'est, peut-être, là, celui de ses travaux qui a la plus grande importance — qu'ils devaient, dans la plante, représenter des produits de désassimilation, des déchets du métabolisme végétal, comme le sont, dans le règne animal, l'urée, l'acide urique, les pigments biliaires. On admettait, alors, assez généralement, que les alcaloïdes devaient être des produits intermédiaires d'assimilation de la plante, c'est-à-dire que l'on pensait à peu près exactement le contraire de ce que proposait Pictet. Celui-ci n'avait d'ailleurs pas présenté son opinion sans preuves et le faisceau d'arguments qu'il apportait peut passer pour un modèle de raisonnement chimique, appuyé sur des expériences exemplaires. En fait, pour révolutionnaire qu'elle parût à l'époque, la théorie de Pictet fut admise sans résistance par les chimistes; elle est actuellement considérée par tous, comme l'image la plus vraisemblable des faits.

En comparant le «goudron du vide» qu'il avait découvert avec des pétroles de différentes provenances, il montra son identité avec certains,



mais non avec d'autres. De cette comparaison, il tira des conclusions intéressantes sur l'origine des pétroles: il montra que tous les pétroles ne sont pas semblables entre eux et que, si certains proviennent peut-être, comme on l'enseigne encore, de la décomposition de matières animales, d'autres pourraient bien constituer le résidu d'une décomposition lente, particulière, de la houille; il put aussi réfuter la théorie, purement minérale, de Berthelot.

Une autre conséquence de ces travaux, qui eût pû être d'un grand intérêt pratique immédiat, ne lui apporta qu'une déconvenue qu'il peut être piquant de rappeler ici: Il avait, avec la découverte du «goudron du vide» transformé la houille en un produit identique ou très analogue au pétrole; d'autre part, en chauffant le pétrole avec du chlorure d'aluminium, il avait augmenté dans de grandes proportions, le rendement en huiles légères (c'était, là, un premier procédé, du genre dit «Cracking») c'est-à-dire qu'il avait découvert deux sources (qui pouvaient devenir abondantes) de carburant.

Ayant compris la portée de ses découvertes, il s'empressa d'offrir le résultat de ses travaux à l'une des grandes usines chimiques suisses, mais celle-ci n'en vit pas l'intérêt et lui répondit: «Vous obtenez du pétrole, or, celui-ci ne nous fera jamais défaut» et refusa de s'en occuper.

Quelques mois plus tard (ceci se passait en 1913), la guerre était déclarée, l'Allemagne fabriquait par centaines et milliers de tonnes le goudron du vide, sous le nom de Urteer, et, plus tard, en Amérique, le cracking, effectué, entre autres, par le procédé qu'avait découvert Pictet, était appliqué sur une énorme échelle.

Mais le développement énorme de la chimie organique exigeait aussi un autre genre de travail: élaboration d'une langue technique, d'une nomenclature organique et organisation internationale de la science. Pictet travailla activement aussi dans ce domaine; il prit part, comme secrétaire, au Congrès de Genève, en 1892, d'où sortit la nomenclature dite de Genève; il fut un des membres fondateurs de la Société suisse de chimie, prit une part active à la fondation d'abord, à la rédaction ensuite, des *Helvetica chimica acta*, siégea de nombreuses années au Conseil suisse de la chimie. Il représenta longtemps son pays au sein de l'Union internationale de la chimie où il eut à collaborer à l'élaboration de la nomenclature de chimie organique dite de Liège qui devait remplacer la nomenclature de Genève, devenue trop ancienne. Il faut espérer que sa famille publiera un jour les notes qu'il a, sans doute, laissées sur cette autre face de sa carrière et qui seront certainement une mine de détails intéressants pour l'histoire des sciences et la part qu'a prise notre pays au développement de la chimie.

Genève.

Marc Cramer.